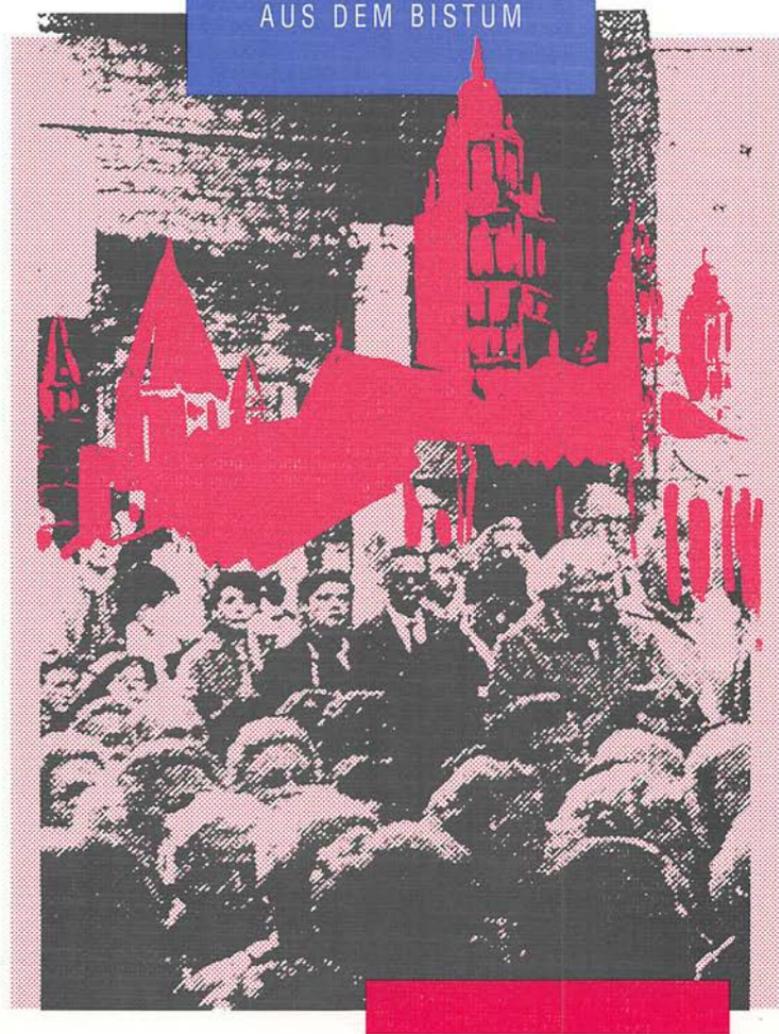


MAINZER PERSPEKTIVEN

BERICHTE UND TEXTE
AUS DEM BISTUM



Wege

50 Jahre KHG Mainz

6

Mainzer Perspektiven

Berichte und Texte aus dem Bistum 6

Wege

50 Jahre KHG Mainz

Mainzer Perspektiven
Berichte und Texte aus dem Bistum 6
hrsg. von Dr. Barbara Nichtweiß

Redaktion:

Stefan Albrecht, Peter Baader, Gunnar Bach, Eva-Maria Brückner von Eiff,
Franz Dumont, Richard Hartmann, Matthias Kliegel, Gerd Massoth,
Franz Neubauer, Wilma Polzin (Bildredaktion)

Fotos: Privat

Kollagen/Graphik: Stefan Matlik S. 74, 75, 89, 102, 103, 116, 122, 123

Quellen: Diözesanarchiv S. 14 und Archiv der KHG
St. Albertus S. 49, 63, 64, 69, 137.

Zeitungsberichte aus: Glaube und Leben (GuL) S. 103,
Mainzer Rhein-Zeitung (MRZ) S. 56, 95, 102 und
Mainzer Allgemeine Zeitung (AZ), S. 102

© Mainz, Bischöfliches Ordinariat, 1996
Bischofsplatz 2, Postfach 1560, 55005 Mainz

ISSN 0947-6903

Umschlaggestaltung und Layout:

J. Hölzer – T. Becker, Grafische Ateliergemeinschaft GAG

Gesamtherstellung:

Georg Aug. Walter's Druckerei GmbH, 65343 Eltville im Rheingau

Dieses Heft ist für DM 4,50 + Porto (zahlbar in bar, Briefmarken oder
per Rechnung) bei der Abt. Öffentlichkeitsarbeit zu beziehen.



Grußworte

| | |
|--|----|
| Der Bischof von Mainz | 9 |
| Der Präsident der Johannes Gutenberg-Universität | 11 |

Wegstrecken der Pfarrer

| | |
|---|----|
| Dr. Ernst Straßer (1946-1957) | |
| Studentengemeinde 1948 | 13 |
| Walter Seidel (1957-1969) | |
| Aufbau im Wandel – Mainzer Studentengemeinde in den 50er und 60er Jahren | 15 |
| Kurt Sohns (1969-1982) | |
| Erinnerung in Dankbarkeit | 23 |
| P. Dr. Josef Krasenbrink OMI (1969-1979) | |
| Tatort: Saarstraße 20 – Studentenpfarrer am Ende der sechziger Jahre | 25 |
| Dr. Werner Guballa (1982-1991) | |
| Lebendige Vielfalt | 29 |

Das Mosaik

| | |
|--|----|
| Gemeinde im Spiegel ihrer Kirche | 32 |
|--|----|

| | |
|--|----|
| Schnittpunkt Gottesdienst | 44 |
|--|----|

Historische Einblicke

| | |
|--|----|
| Jahre des Aufbruchs – Beginn einer Studierendenseelsorge in Mainz | 61 |
| Die KHG im Spiegel der Semesterprogramme | 64 |
| Reform statt Revolte – Die KSG zur Zeit der Studentenunruhen | 67 |
| Streit aushalten – Zur „Politisierung“ der Gemeinde | 72 |
| Der Konflikt der Gemeinde mit dem Bischof 1981 | 78 |

Diakonische Gemeinde

| | |
|---|----|
| Leben im Katholischen Studentenwohnheim oder was Sie schon immer über das Newmanhaus wissen wollten | 84 |
| Die psychologische Beratungsstelle | 86 |
| Die Kinderkrippe in der KHG | 88 |
| Ein Ausländer erinnert sich | 93 |
| Studentische Solidarität im geteilten Deutschland | 96 |

Viele Wege

| | |
|--|-----|
| Wege zur Partnerschaft | 104 |
| Die Kinder | 106 |
| Nachtwallfahrt und Liturgische Nacht | 109 |
| Und auch nächstes Jahr werden wir wieder dabei sein | 111 |
| Brückenschlag zur Uni? – Das Professorium | 114 |
| Eine Gemeinde entdeckt ihre Talente – Das Albertusmusical | 114 |

Gesicht der Gemeinde heute

| | |
|--------------------------|-----|
| Vier Ansichten | 117 |
|--------------------------|-----|

Kirche für die Uni – Ansätze zur Konzeption einer Hochschulseelsorge in Deutschland

| | |
|--|-----|
| Zur Situation der Studierenden | 130 |
| Gemeinde der Studierenden als Paradigma christlicher Existenz | 131 |
| Pastoral im Vorübergang | 131 |
| Herausforderungen für Gemeinde | 132 |
| Hochschulgemeinde – offene Gemeinde | 135 |

| | |
|--|-----|
| Warum gehe ich heute in die KHG? | 136 |
|--|-----|

| | |
|--|-----|
| Daten zur Geschichte der KHG Mainz | 138 |
| Wege | 144 |
| Verzeichnis der Autorinnen und Autoren | 146 |
| Barbara Nichtweiß Nachwort der Herausgeberin | 148 |

Grüßworte

Der Bischof von Mainz

Liebe Mitglieder und Freunde der Katholischen Hochschulgemeinde St. Albertus in Mainz!

Die KHG an der Mainzer Universität kann 1996 auf 50 Jahre ihres Bestehens zurückblicken. Das Neuerstehen der Mainzer Universität nach dem Zweiten Weltkrieg brachte 1946 auch die Errichtung einer Katholischen Theologischen Fakultät und der Universitätsseelsorge durch Bischof Dr. Albert Stohr mit sich. Baulich und personell hat sich seither vieles geändert. Der Grundauftrag ist derselbe geblieben. Universität ist immer ein Ort der Sinnsuche und der Orientierung. Nicht selten ist die Studienzeit in vielerlei Hinsicht Krise: Zeit des Umbruchs, der Konfrontation und Entscheidung. Mitten hinein in dieses Umfeld möchte die katholische Kirche ihr Angebot zum Dialog stellen: Dialog zwischen dem Fachbereich Katholische Theologie und den anderen Fachrichtungen, Dialog zwischen jungen Christen verschiedener Konfessionen und kirchlicher Prägungen, Dialog zwischen christlicher Botschaft und persönlichem Fragen.

Daß dieser Dialog über fünf Jahrzehnte hin immer wieder überzeugend gelungen ist, verdankt sich nicht zuletzt dem Einsatz der jeweiligen Hochschulpfarrer: in den ersten Gründungsjahren Pfarrer Dr. Ernst Straßer (1946-1957), später viele Jahre Dezent für die Hochschulseelsorge im Bischöflichen Ordinariat; dann Pfarrer Walter Seidel (1957-1969), in dessen Amtszeit das Newmanhaus, die Mensa und die Kirche St. Albertus entstanden; später Pfarrer Kurt Sohns (1969-1982), der den Umbruch und die Neuorientierung der Universität in den Jahren nach 1968 zu begleiten hatte; schließlich Pfarrer Dr. Werner Guballa (1982-1991) und Pfarrer Dr. Richard Hartmann bis heute. Die wichtigen und schwierigen Umbruchsjahre habe ich selbst aus der Nähe und durch eigenes Engagement mitgestaltet (1968-1971).

So sehr jeder dieser Pfarrer die Gestalt der Gemeinde geprägt hat, so sehr wurde sie auch bestimmt von vielen Universitätsangehörigen – Lehrenden und Lernenden – und vielen Christen aus

der Stadt Mainz, die am Leben der Gemeinde Anteil genommen und es mitgestaltet haben. Nicht zuletzt sind hier auch all jene zu nennen, die in den Pfarrgemeinde- und Verwaltungsräten aktiv Mitverantwortung für die Hochschulgemeinde übernommen haben. Sie alle haben dazu beigetragen, daß die KHG eine Begegnungsstätte aller geistigen Strömungen in Gesellschaft, Universität und Kirche geworden ist. Die in Mainz besonders enge Verklammerung zwischen Stadt, Universität, Hochschulgemeinde und den früheren und jeweils gegenwärtigen Studierenden wurde auch dadurch erleichtert, daß die Hochschulgemeinde zur Pfarrkuratie mit dem Campus der Universität als Pfarrgebiet erhoben wurde – eine damals mutige Konstruktion, die sich im Kern sehr gut bewährt hat.

Es ist kein Wunder, daß sich gerade in einer Hochschulgemeinde die Spuren einer Zeit des Umbruchs tiefer eingegraben haben. Es wird in dieser Jubiläumsschrift nicht verschwiegen, daß es vor fünfzehn Jahren auch zu einem Konflikt mit dem Bischof und der Bistumsleitung gekommen ist. Die Verwundungen sind noch spürbar. In dieser Schrift kommt begreiflicherweise mehr die Gemeinde aus ihrer Perspektive zu Wort. Die damals für das Bistum Mainz Verantwortlichen hätten gewiß noch einiges hinzuzufügen, doch scheint es besser zu sein, alte Gräben nicht wieder aufzureißen.

All dies darf nicht übersehen lassen, daß in den fünfzig Jahren viel Gutes geschehen ist. Für allen Einsatz danke ich herzlich und bin mit der Bitte um Gottes Segen für die ganze Gemeinde

+ Karl Lehmann

Ihr Bischof

Der Präsident der Johannes Gutenberg-Universität

50 Jahre katholische Hochschulseelsorge an der Johannes Gutenberg-Universität sind sicherlich ein Anlaß, um innezuhalten und den Blick auf diese Zeitspanne zurückschweifen zu lassen.

Die Verbundenheit der Universität mit der katholischen Theologie hat sich nicht nur in den 50 Jahren seit ihrer Wiederbegründung nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt, sie rührt vielmehr bereits aus der über 500jährigen Tradition dieser Hochschule.

1477 durch päpstliche Bulle gegründet, blieb die Universität stets mit den Mainzer Erzbischöfen und Kurfürsten verbunden und wurde im 18. Jahrhundert zu einem der geistigen Zentren der katholischen Aufklärung in Deutschland. Die Vereinbarkeit neuzeitlicher Wissenschaft mit der katholischen Glaubenslehre in Theorie und Praxis vorzuführen, war dabei ein Hauptanliegen und führte die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zu hoher Blüte. Die Wirren der Französischen Revolution, der Auflösung des Alten Reiches und der Napoleonischen Kriege bedeuteten eine gravierende Zäsur und ein vorläufiges Ende für die aufstrebende Hochschule. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein Wiederbeginn möglich. Erneut spielte die Katholische Kirche eine wichtige Rolle, da sich der damalige Dekan der Philosophisch-Theologischen Lehranstalt in Mainz und nachmalige erste gewählte Rektor der Johannes Gutenberg-Universität, Professor August Reatz, energisch für die Gründung der Universität und die Bildung einer Fakultät für Katholische Theologie einsetzte. Reatz war es auch, der in seiner Rektoratsrede die Universität auf den Geist der Völkerverständigung verpflichtete und damit den Grundstein zu der heute noch intensiv betriebenen Kooperation mit ausländischen Partnerhochschulen legte.

Wurde durch diese historischen Entwicklungen die Verbundenheit der Universität mit der Katholischen Kirche immer wieder „von oben“ fortgeführt und bestätigt, so gab und gibt es aber genauso – und für den Alltag nicht weniger wichtig – auch immer die Verbundenheit „von unten“, von der Basis. Den Hochschulseelsorgern, die in erster Linie den Studierenden, aber auch dem Personal mit Rat und Tat beigestanden haben, gilt hier mein besonderer Dank und meine besondere Anerkennung. Der Hochschulpfarrer tritt ja nicht nur auf den Plan, wenn seelische Not ihn braucht, sondern ist auch Ansprechpartner und Impulsgeber, wenn gesellschaftliche Umbruchsprozesse auf die Mitglie-

der der Universität, die eben allen Veränderungen der Universitäten zum Trotz immer noch eine ganz spezifische Lebensform teilen, durchschlagen. Niemand kann die Augen davor verschließen, daß heute im Vergleich zu 1946 weit mehr Universitätsmitglieder der Kirche und dem Glauben eher mit Distanz begegnen, aber dennoch ist nach meiner Überzeugung Seelsorge heute genauso wichtig wie vor fünfzig Jahren. Die Besinnung auf das grundsätzliche Ziel des eigenen Lebens ergibt sich ja für jeden einzelnen ganz unabhängig von dem historischen Kontext seines Lebens. Die Universität kann mit den Mitteln ihrer Wissenschaft zu dieser Besinnung nur beschränkt beitragen. Wer hierbei Rat sucht oder Gemeinschaft, für den ist die Hochschulgemeinde ein offenes Haus. Die Universität ist heute weltanschaulich weitestgehend neutral, aber gerade deshalb auch offen für die Konfessionen. Immer noch stellt sich die Johannes Gutenberg-Universität unter einen Leitspruch, der sie nicht nur geschichtlich und textgeschichtlich mit dem Christentum und der Kirche verbindet, sondern auch seinem Inhalt nach – selbst in seiner Transformation auf das in der säkularen Gemeinschaft der Wissenschaft Mögliche hin – auf ein hohes Ideal verpflichtet: „Ut omnes unum sint“

Möge die Hochschulgemeinde wie bisher auch in Zukunft für dieses Ideal praktisches und lebendig-gegenwärtiges Vorbild sein!



Univ. Prof. Dr. Josef Reiter



Wegstrecken der Pfarrer

Dr. Ernst Straßer (1946-1957)

Studentengemeinde 1948

Als erster soll Dr. Ernst Straßer zu Wort kommen, der die Studentenseelsorge an der wieder eröffneten Mainzer Universität begründete. Leider sind Texte seiner eindrucksvollen Predigten nicht erhalten, da Dr. Straßer keine Manuskripte benutzte sondern seine Ansprachen frei gestaltete. Als Zeitdokument folgt daher sein Bericht über die Situation der Studentenseelsorge 1948.

(Gerd Massoth)



Dr. theol. Ernst Straßer
Studenten - Seelsorger

Mainz, den 14. Oktober 1948
Greibenstr. 9

| |
|----------------------|
| Bischöfl. Ordinariat |
| Mainz 18. Okt. 1948 |
| No. _____ |

Betr.: Studentenseelsorge.

Die Studentenpfarre an der Universität Mainz zählte im letzten Semester 3000 Studenten. Das ist etwa die Hälfte aller Studierenden. Der Andrang zum Wintersemester ist derart groß, dass sich die Zahl in nächster Zeit noch vergrößern wird. Die Arbeit des Studentenseelsorgers läßt sich aufteilen in: Gottesdienst, Sprechstunde und Gruppenarbeit. Der Gottesdienst ist jeden Sonntag um 9 Uhr bei den Engl. Fräulein und um 11 Uhr im Dom. Werktags in St. Hildegard und im Krankenhaus (nicht jeden Tag). Dazu kommen Andachten und religiöse Feiern. Die Sprechstunde nimmt geraume Zeit in Anspruch und fordert bei einer Menge sozialer Fragen ein eignes Büro und eine Hilfskraft. (So entsteht schon durch den studentischen Mittagstisch mit 200 Essen täglich eine Menge Verwaltungsarbeit. Dazu kommt Zimmervermittlung und die ganze Caritasarbeit mit ausländischen Spenden.) Für die Aussprache und Vorträge bestehen z. Zt. 25 Gruppen in Mainz und Vororten, die z. T. von studierenden Geistlichen mit betreut werden.

Nach der Währungsreform ist es nun nötig, dass die Unkosten, die seither durch Spenden gedeckt waren, jetzt wenigstens zum Teil auch durch offizielle Einkünfte bestritten werden. Seither konnte ich zuerst im Seminar in einem baupolizeilich gesperrten Raum und dann im Konvikt in der Sakristei mein Büro einrichten. Nachdem nun beide Häuser ihrem eigentlichen Zweck zugeführt sind, fallen diese Möglichkeiten aus. Ich muß also jetzt sonst ein Büro mieten. Dazu kommen alle anderen Ausgaben ordentlicher Seelsorge. Ich gestatte mir deshalb auf einem Formular der Pfarreien einen Voranschlag zur Kenntnisnahme vorzulegen und bitte, mir mitzuteilen zu wollen, ob und in welcher Höhe ich mit Zuschüssen der kirchlichen Behörde rechnen darf.

An das
Hochwürdigste
Bischöfliche Ordinariat
Mainz

Dr. Ernst Straßer

Walter Seidel (1957-1969)

Aufbau im Wandel – Mainzer Studentengemeinde in den 50er und 60er Jahren

Als ich im Herbst 1957 nach meinen ersten drei Kaplansjahren in Gießen als Studentenseelsorger nach Mainz berufen wurde, war die Johannes Gutenberg-Universität noch klein und leicht überschaubar. Und es herrschte eine gemütliche, ja geradezu intime Atmosphäre. Schnell und unkompliziert bekam man gute Kontakte. Hilfsbereite Kommunikation war das Charakteristikum dieser Jahre – heute kaum noch vorstellbar, aber für einen Anfänger wie mich eine ideale Ausgangslage. Und mein verehrter Vorgänger, Dr. Ernst Straßer, hatte Recht, als er mir gleich zu Anfang und ganz ernsthaft den mich zunächst verblüffenden Rat gab: „Gehe möglichst oft und regelmäßig zum Universitätsfriseur. Dort beim Herrn Mussil lernst du schnell die wichtigsten Leute kennen und bist über alle Vorkommnisse an der Uni zuverlässig auf dem neuesten Stand.“ Der bescheidene Frisiersalon war in der Tat ein idealer Treffpunkt; denn unter Schere und Rasiermesser ging es dort sehr locker und menschlich zu, was aber auch ernste Gespräche keineswegs ausschloß. Außerdem waren von meinem Haarwuchs her häufige Besuche ohnehin dringend geboten.

Die evangelische und die katholische Studentengemeinde hatten im Universitätsleben einen festen Platz.

Unsere Arbeit wurde weithin anerkannt und unterstützt, und es gab damals eindeutig mehr Rücken- als Gegenwind.

Das hing sicher auch damit zusammen, daß die beiden Studentengemeinden in einer ganz selbstverständlichen und glaubwürdigen öku-



menischen Partnerschaft miteinander verbunden waren. Dankbar erinnere ich mich z.B. an die brüderliche Zusammenarbeit mit meinem evangelischen Kollegen, Studentenpfarrer Dr. Wibbing, oder an den unvergessenen evangelischen Theologieprofessor Dr. Holsten. Er war ein wahrhaft väterlicher Freund der Studenten, der rund um die Uhr für alle „Mühseligen und Beladenen“ zur Verfügung stand – für uns alle ein Vorbild.

Ein gemeinsames Semesterprogramm war – auch schon bei meinem Vorgänger – ganz selbstverständlich und gehörte zum Gemeindealltag. Und in der Universität wurde das ökumenische Miteinander als ganz normal empfunden und wirkte sich fruchtbar aus. Die beiden Pfarrer, aber auch die Sprecherinnen und Sprecher der Gemeinden waren bei einschlägigen Anlässen stets gemeinsam einbezogen. Ich denke etwa an das vertrauensvolle Verhältnis zu den Rektoren der Universität, z.B. zu dem bedeutenden Musikwissenschaftler und zweimaligen Rektor Professor Dr. Arnold Schmitz, der auch viele Jahre Mitglied des Kirchenstiftungsrates unserer Gemeinde war, oder an den Gründungskanzler Fritz Eichholz (Spitzname „Der Alte Fritz“), der die Studentengemeinden in sein Herz geschlossen hatte und uns mit seinem unverwüstlichen Berliner Humor auch über manche Widrigkeiten, die es natürlich auch gab, hinweghalf.

Aber so sehr solche Beziehungen und viele unserer Aktivitäten auf die ganze Universität ausgerichtet waren, stand unsere Arbeit, auch im offiziellen kirchlichen Sprachgebrauch, immer noch unter dem Stichwort „Studentenseelsorge“. Allen Beteiligten wurde aber immer mehr klar, daß es nicht nur um die Studentinnen und Studenten ging, sondern daß die gesamte Universität der Lebensraum der Gemeinde war – Kirche an der Hochschule, alle, die dort lebten und arbeiteten. Und es ging, spätestens seit den Not- und Aufbauverfahren nach dem Kriege, auch nicht mehr um rein betreuende Seelsorge, wie das noch in den Anfängen der 20er Jahre im Hochschulbereich üblich war. Diese Ära einer mehr individuellen betreuenden Pastoral ging zu Ende. Man verstand sich als Gemeinde, getragen von vielen Kräften in der Universität, aber auch darüber hinaus von engagierten Christen, die hier ihre kirchliche Heimat suchten und fanden. Dieser Prozeß hatte in Mainz schon unter meinem Vorgänger begonnen, der mir eine hochdifferenzierte Gemeinde anvertraut hatte mit verschiedenen eigenverantwortlichen Gruppen, Arbeitsge-

meinschaften und Korporationen, deren Zahl nun aber entsprechend der Universitätsentwicklung erheblich wuchs. Anfang der 60er Jahre arbeiteten im „Führungsring“ etwa vierzig stimmberechtigte Vertreterinnen und Vertreter solcher Gruppen ehrenamtlich zusammen. Die Vielfalt und Fülle der Interessen und Aufgaben waren gewaltig und die Arbeitslast war, obwohl auf viele Schultern verteilt, auch für den Pfarrer sehr groß. Es war eine Zeit des Aufbruches und eines neuen kirchlichen Selbstbewußtseins. In diesem Sinne hatte man mir z.B. für meinen ersten Offenen Abend das Thema gestellt: „Ist der Laie ein Stiefkind der Kirche?“ Hier spielte schon 1957 der Kirchenbegriff vom Volk Gottes eine Rolle, in Ergänzung und auch in Spannung zum damals vorherrschenden Kirchenbild vom „Leib Christi“. Dieser Entwicklung, aber auch der besonderen Situation der Mainzer Universität entsprechend, kam es dann nach längeren Überlegungen zu einer entscheidenden Weichenstellung. Am 1. Januar 1963 erklärte Bischof Hermann Volk die Studentengemeinde zur Pfarrei St. Albert, was unsere Arbeit stabilisierte und auch in der Universität sehr positiv registriert wurde. Die neue Pfarrei umfaßte die Territorien der Universität und des Newmanhauses. Wir waren die erste Studentengemeinde in Deutschland mit den Rechten und Pflichten einer Pfarrei. Und wir sind meines Wissens leider auch die einzige geblieben. Das bisherige Gemeindeleben ging nahtlos in die neue Form über. Gottesdienste, auch in den Semesterferien, mit den kirchlichen Hochfesten waren in Mainz – sonst in Studentengemeinden keineswegs die Regel – schon immer gefeiert worden. Und natürlich gehörten Taufe, Bußsakrament, die Feier der Erstkommunion und zahlreiche Trauungen nach wie vor in die Mitte des Gemeindelebens.

Charakteristisch für diese Zeit war das große Interesse an der Auseinandersetzung mit Themen der Theologie, der Ethik und der Spiritualität. So wurde z.B. die sogenannte Glaubensschule, obwohl sie zu nachtschlafender Zeit um 7 Uhr früh stattfand, gut besucht und ebenso die wöchentliche Bibelarbeit, für die sich auch evangelische Studentinnen und Studenten interessierten. Und einen großen Zulauf, auch aus der Stadt, hatten Vorträge mit namhaften Fachleuten im Auditorium maximum. Fragen des Glaubens und einer christlichen Lebensorientierung im Raum der Universität profiliert ins Gespräch zu bringen, war hier das Ziel. So wurden z.B. die Konzilsberichte aus erster Hand von

Bischof Volk und dem rhetorisch hinreißenden Schweizer Jesuiten Mario von Galli mit Spannung erwartet.

Diese und manche andere Aktivitäten wurden oft in Kooperation mit anderen Institutionen und Gruppen der Universität durchgeführt, z.B. mit dem „Mainzer Kolleg“, dem Auslandsamt der Universität oder auch mit politischen Gruppen. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Aber viele dieser Kontakte und Beziehungen mündeten immer wieder ein in festliche, gesellschaftliche Veranstaltungen. Und es wurde in der Studentengemeinde im kleinen und großen Rahmen gern und mit viel Phantasie gefeiert. Höhepunkt war im Winter die große Fastnachtssitzung mit dem Mainzer Carneval-Verein im Kurfürstlichen Schloß, die ungeheuer beliebt war und auch Gäste aus den Nachbarstudentengemeinden anzog, und im Sommer der Ball am Fronleichnamfest, ebenfalls im Schloß und unter der Schirmherrschaft des Bischofs, der besonders von ausländischen Studenten mit viel Schwung und Humor gestaltet wurde. Dieser Ball war übrigens ein Novum. Zum ersten Mal konnten wir ihn 1959 mit freien Gruppen der Gemeinde gegen starken Widerstand einzelner Korporationen und auch erhebliche Bedenken des Bischofs an Stelle des sonst üblichen Festkommerses durchsetzen. Der große Erfolg überzeugte auch den Bischof, und die Wogen glätteten sich – so ändern sich die Zeiten.

Ein Überblick über das damalige Gemeindeleben wäre aber unvollständig ohne das breite soziale Aufgabenfeld wenigstens zu streifen, in dem sich viele engagierten. An erster Stelle ist hier unsere Patenschaft mit der Studentengemeinde in Halle zu nennen. Sie hat unser eigenes Gemeindeleben stark geprägt und bereichert. Hier wurden mit großem Einsatz Brücken geschlagen und mutig und risikobereit trotz oft scheinbar unüberwindlicher Hindernisse Wege zueinander gefunden. Manche Freundschaft aus dieser Zeit ist bis heute frisch und lebendig geblieben (vgl. den eigenen Beitrag in diesem Buch). Es gab in dieser Zeit aber auch viel stille Hilfsbereitschaft untereinander. Einzelne und Gruppen kümmerten sich um Menschen in Not und am Rande der Gesellschaft. Ich denke z.B. an die Jugendarbeit in der Zwerchallee, an den Krankenhausbesuchsdienst, an selbstlose Studienhilfe und Beratung und auch an die Sprechstunden, die mein und meiner Mitarbeiter tägliches und nächtliches Programm bestimmten.

Aber hier will ich meine Erinnerungen abrechnen und nur noch auf eine Aufgabe eingehen, die vielleicht die vordringlichste war und jedenfalls noch bis heute nachwirkt. Ich meine den Bau des neuen Newmanhauses und der Kirche St. Albert, der die Gemeinde und ihren Pfarrer über lange Zeit schwer in Atem hielt. Schon als ich 1957 in der Gemeinde begann, war die Wohnraumbeschaffung für Studenten ein Riesenproblem. Natürlich wurden z.B. nach Aufrufen in den Pfarrgemeinden Zimmer angeboten. Aber die Vermieter waren sehr wählerisch, besonders wenn es um Studenten aus Übersee ging. So haben wir z.B. Studenten aus Afrika oder Indonesien bei der Zimmersuche oft begleitet und manchmal ganze Nachmittage hindurch Zimmeradressen abgeklappert. Manchmal hatten wir Glück. Aber nicht selten wurde man schon an der Haustür recht unhöflich abgefertigt. Als ich nach solch einem schweren Gang wieder einmal bedrückt nach Hause kam, stand unangemeldet und völlig überraschend Generalvikar Haenlein im Flur des alten Newmanhauses. Der Blitzbesuch konnte kaum etwas Gutes bringen, war mein erster Gedanke. Aber dann kam alles ganz anders als befürchtet. Denn ohne Umschweife kam er schnell zur Sache und sagte: „Herr Pfarrer, wir brauchen dringend Studentenwohnheime, wir haben uns im Ordinariat darüber Gedanken gemacht.“



Walter Seidel auf der Baustelle, erster Bauabschnitt Newmanhaus

Dieser Satz schlug wie eine Bombe ein. Es war nicht zu fassen. Unser Zimmeraufruf hatte sogar das Bischöfliche Ordinariat erreicht und eine solche ungeheure Wirkung ausgelöst. Dann ging alles sehr schnell. Ich mußte umgehend Pläne einreichen. Natürlich hatten wir uns in der Gemeinde schon lange konkrete Gedanken gemacht. Es gab auch erste Erfahrungen mit katholischen Studentenheimen, z.B. in Kiel und München. Jedenfalls lief die Sache gut an. Der Generalvikar, zugleich Baudezernent, zog voll mit, und auch Bischof Albert Stohr stand von Anfang an ganz hinter dem Wohnheimprojekt, das sich bald zu Plänen für ein Gemeindezentrum mit Pfarrkirche weiterentwickelte. Eine aufregende, arbeitsreiche Zeit begann.

Alle Kräfte in der Gemeinde wurden oft bis zur Zerreißprobe beansprucht; und es gab einen starken Auftrieb in der Gemeindegemeinschaft. Leute, die man vorher nie gesehen hatte, – auch aus der Stadt – waren auf einmal zur Stelle und boten ihre Mitwirkung an. Das war auch nötig; denn es gab z.B. damals noch kein Diözesanbauamt. Man war ganz auf eigene Kräfte angewiesen. Zwei ideenreiche und sehr kommunikative Architekten, die Diplom-Ingenieure Paul Wagner und Carl Otto Vorlaender – beide sind schon verstorben –, konnten gewonnen werden. Unentgeltlich boten sich, wie schon gesagt, auch fachkundige Leute aus der Stadt an, und die Studentengemeinde zog voll mit. Das ganze



Mitwirkung vieler auf der Baustelle

war – so empfanden es viele – wie ein großes spannendes Abenteuer; und das galt besonders für die Finanzierung. Das Bistum kam ja nur für den Rohbau auf. Innenausbau und Einrichtung – also den größeren Anteil der Bausumme – mußte die Gemeinde aufbringen, die weithin ja nicht gerade aus betuchten Mitgliedern bestand. Aber das schreckte uns nicht, sondern regte unsere Phantasie an. Und außerdem konnte uns bei allem, was wir selbst bezahlen mußten, auch niemand groß hereinreden. Wir organisierten also quer durch die Bundesrepublik in unermüdlichem Einsatz Bettelaktionen. Einzelne und ganze Gruppen tippten sorgfältig abgefaßte Bettelbriefe, alles mit ganz persönlichem Profil, und sachkundige Berater halfen uns, möglichst gewichtige Firmen besonders zu berücksichtigen. Der Erfolg dieser Aktionen, vieler Bettelpredigten und natürlich auch der Erschließung staatlicher Quellen war enorm. Und die gesamte Summe für Ausbau und Einrichtung konnte so in kurzer Zeit aufgebracht werden. Freilich gab es auch kritische Situationen. So gingen uns – nur ein Beispiel – beim Bau der Kirche die kostbaren holländischen Klinker aus. Unsere Mittel waren erschöpft. Da sprangen spontan die guten Oblatenpatres ein. Sie verwendeten ebenfalls solche Steine für ihren Klosterneubau am Drosselweg, und ohne einen Pfennig zu verlangen, haben sie uns großzügig geholfen. Ihnen verdanken wir die wuchtige und lebendige Altarwand von St. Albert.

So wurde das lang ersehnte Gemeindezentrum mit seiner markanten Kirche, seinen zwei Wohnheimen, Aufenthaltsräumen und einer leistungsfähigen Mensa fertiggestellt. Die Gemeinde hatte eine neue Heimat. Die Strapazen der Bauzeit waren bald vergessen. Und in der Folgezeit hatte Bischof Hermann Volk der Gemeinde auch endlich eine Kaplansstelle bewilligt, die zunächst von P. Dr. Gotthard Wahner SJ und ab Frühjahr 1966 von Kurt Sohns übernommen wurde. Beide haben mit großem Einsatz das Gemeindeleben befruchtet und mitgetragen. Neue, wichtige Akzente konnten gesetzt werden.

Inzwischen hatte sich in Universität und Gemeinde gegenüber der gemütlichen Zeit der fünfziger Jahre vieles verändert. Die Zahl der Studenten nahm ständig zu. Aber es ging um mehr als um Zahlen. Denn in der Gesellschaft und an den Universitäten, aber auch in der Kirche bahnten sich tiefgreifende Veränderungen an. So war, um dies kurz zu erinnern, das II. Vatikanische Konzil in vollem Gange, und umfassende Reformen wurden ein-



Mit Weihbischof Reuß bei der Glockenweihe 1963

geleitet, die das ganze Volk Gottes in vielfältigen Formen der Mitwirkung und Mitbestimmung in das Leben der Kirche und ihren Heildienst verantwortlich einbezogen haben und die bis tief in die Gestalt und Gestaltung des Gottesdienstes hineinreichten.

Auf diese spannungsreichen Prozesse in Kirche und Gemeinde und vor allem auf die gesellschafts- und kulturkritischen Entwicklungen kann hier nicht mehr eingegangen werden. Das ist ein vielschichtiges eigenes Thema der folgenden Jahrzehnte. Es war jedenfalls eine Umbruch- und Aufbruchzeit, die einen oft bis an die Grenzen herausforderte, aber auch zu neuen Maßstäben befreit hat. Im Rückblick denke ich an die gesamte Zeit in der Studentengemeinde mit Freude und Dankbarkeit – auch an die letzten oft nicht leichten Jahre. Alle diese guten Erfahrungen einer lebendigen und tragenden Gemeinde haben mich geprägt und sind mir für meinen Glauben und mein Leben und für die Bewältigung meiner heutigen Aufgaben unersetzlich.

Kurt Sohns (1969-1982)

Erinnerung in Dankbarkeit

Erinnerungen sind nicht nur wichtig, um andern etwas mitzuteilen, sondern auch, um die eigene Gegenwart zu verstehen. Sie sind so auch beunruhigende Frage, ob das damals möglich Gewordene Endpunkt war oder zur Herausforderung für neue Schritte geworden ist.

Hier drängt sich Dank auf an die Gemeinde, mit der ich von 1969-1982 leben durfte. Zunächst war ein Erschrecken da, als Weihbischof Josef Maria Reuß mir eröffnete, ich solle als Kaplan in die Hochschulgemeinde gehen. Doch er verstand zu ermutigen. Ich habe die Entscheidung nie bereut. Die Zeit war noch dadurch gekennzeichnet, daß Pfarrer und Kaplan schwarz gekleidet waren. Sogar die Soutane, von der Teilhard de Chardin schrieb, sie sei „Symbol für alle Fesseln, die ich verdamme“, gehörte zu unsrer Ausrüstung dazu. Nicht mehr lange. Auch wenn die Mainzer Universität keine Hochburg der studentischen Bewegung war, unsre Gemeinde blieb zum Glück nicht verschont von den Herausforderungen der revolutionären Zeit. Ich bin froh, daß mir der Wunsch nach mehr demokratischen Formen in der Kirche nicht unangenehm war. Ich hatte kein ari-



stokratisches Priesterbild. Ich spürte Skepsis gegenüber einer Kirchenleitung, die zu wenig aufgeschlossen war für die Basisbewegung in der Kirche. Wir konnten z. B. als Pfarrgemeinderat Bischof Hermann Volk nicht unsere Entscheidung verständlich machen, die bisherige Praxis aufzugeben, als Gemeinde, angeführt durch Studentenverbindungen in ihren Uniformen, an der Fronleichnamsprozession teilzunehmen. Auch in andern liturgischen Bereichen ergaben sich Probleme. Die Studenten- und Hochschulgemeinden, die sich den Herausforderungen an den Universitäten nicht verschließen durften, erkannten, daß sie in den Gottesdiensten mehr Spielraum in der Gestaltung der Eucharistie brauchten, als ihnen zugestanden wurde. Damals erlebte ich, wie helfend es für die Feier der Eucharistie war, auch andere als die offiziellen Hochgebete zu gebrauchen und die Orationen so zu formulieren, daß sie zu Gebeten wurden, die der Situation der feiernden Gemeinde entsprachen. Das machte den Gottesdienst ja nicht anspruchsloser. Im Gegenteil. Das Teilen des Brotes, das wir in der Eucharistie sakramental feierten, wurde zur Herausforderung. Es mußte auch im Alltag erfolgen. Damals entstand die „Nothilfe für Studenten“. Die ihr zugrundeliegende Idee war: Wir haben als Gemeinde die Pflicht, das in der Eucharistie bejahte Brotteilen dort praktisch werden zu lassen, wo die Not das erfordert. Auch wenn die Gemeinde zu großzügiger Hilfe bereit war, wir konnten nur sehr beschränkt helfen. Gerade die Not der ausländischen Studenten war groß. Sie kamen relativ leicht in unser Land, aber sie erhielten, bis auf Ausnahmen, nur unzureichende Hilfe.

Eine auch im Rückblick noch bedeutende Sache war die Entstehung von Basisgruppen. Was wir aus Lateinamerika darüber wußten, machte uns Hoffnung, auch für uns eine Form christlichen Lebens zu finden, die das isolierte Christsein überwinden hilft. Wir dachten an Gruppen mit 6-12 Mitgliedern, die verbunden sein sollten durch gemeinsames Gebet, durch Orientierung an der Bibel, durch eine verbindliche Solidarität untereinander (selbstverständlich auch im finanziellen Bereich) und durch eine partnerschaftliche Verbindung mit Menschen aus der sogenannten Dritten Welt. Nicht alle Gruppen, die entstanden, machten sich jedes der genannten Ziele zur Aufgabe. Die Eigenständigkeit der einzelnen Gruppen sollte gegeben sein. Die in einzelnen Gruppen zu erfahrende Solidarität hat zur Identitätsfindung, zur Freude am Glauben, zur Bejahung des Kircheseins

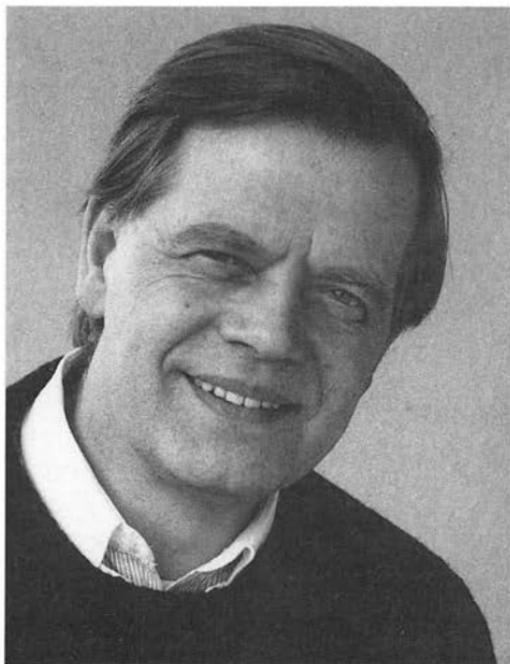
vieler beigetragen. Und es hatte Rückwirkung auf die Gesamtgemeinde und hat sie stark werden lassen. Die Kirchenleitung sah diese Entwicklung nicht gern. Damit war ihr Wunsch, genauer ihre Entscheidung gegeben, meinen Dienst in St. Albert zu beenden. Diese Entscheidung erschien mir und vielen Gemeindemitgliedern zeitlich nicht angemessen, weil er den Prozeß der Gemeinde, in stärkerem Sinn Basisgemeinde zu werden, gefährdete. Natürlich ließ sich die Diözesanleitung durch den Protest der Gemeinde nicht beeinflussen. Ich bin schweren Herzens aus St. Albert weggegangen, aber auch mit einem Herzen voll guter Gemeindeerfahrungen. Diese haben mich ermutigt, was mir in St. Albert wertvoll war an der Art, Gottesdienst zu feiern, Friedensarbeit in Pax Christi zu tun, mit Basisgruppen zu leben, Partnerschaft mit der „Dritten Welt“ zu versuchen, auch in der neuen Gemeinde weiterzuführen.

Ich wünsche der Gemeinde St. Albertus zu ihrem 50jährigen Bestehen, daß sie auch in Zukunft vielen hilft, ihr Kirchesein mit Freude zu leben, und daß gute Gemeindeerfahrungen von ihr ausgehen.

P. Dr. Josef Krasenbrink OMI (1969-1979)

Tatort: Saarstraße 20 – Studentenpfarrer am Ende der sechziger Jahre

Viele Menschen sprechen nur ungern im Detail über vergangene Jahre ihres Lebens, nicht weil – wie man sagt – der Teufel im Detail steckt, sondern weil sie ein gebrochenes Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte haben. Wie viele sind hastig aus vergangenen Jahren geflohen wie aus einem brennenden Haus. Zu viele Enttäuschungen, unerfüllte Hoffnungen, zu viele Trümmer hindern sie daran, gelassen zurückzuschauen. Wenn sie zurückschauen, tun sie es im Zorn. Das gilt besonders für Menschen, die es nur schwer ertragen können, daß wir Suchende sind, so lange wir leben, daß wir lernen müssen, uns erlauben müssen, Menschen zu sein. In jungen Jahren lebt der Mensch im Bann der Zukunft seines Lebens. Als junger Mensch – mir ist es jedenfalls so ergangen – lebt man in dem Gefühl, das Eigentliche, das Erfüllende, das Sinngebende liegt noch vor mir. Daher fällt es jungen Men-



schen leicht, Abschied zu nehmen von Menschen, Situationen, Lebensumständen, Aufgaben. Irgendwann aber geht jedem auf: Mein Leben ist das Jetzt, jetzt muß ich Sinn finden. Das Heute ist mein Leben. Das, was wir mit Krise in der Lebensmitte beschreiben, hat wesentlich etwas damit zu tun. Und wenn der Mensch sich abfindet mit dieser Mitte und sich findet in

dieser Mitte, kann er fähig werden, seine eigene Geschichte gelassen anzuschauen, sie zu begreifen als seinen Weg zum Heute, ohne den er nicht wäre, wo er ist.

Die Jahre meines Lebens, über die ich ein paar Zeilen schreiben möchte, liegen zwanzig Jahre zurück. Da hat sich vieles verändert, die Welt, die Gesellschaft, die Kirche, ich selbst. Es sind meine Jahre als Studentenpfarrer in Mainz 1969-1979. Als Studentenpfarrer am Ende der sechziger Jahre fand ich mich nicht nur in ein einziges Spannungsfeld eingebunden, das man mit den Worten „Christliche Gemeinde für eine sich verändernde Universität“ beschreiben kann. Es gab viele andere Spannungsfelder, über die ich auch ein paar Worte sagen möchte:

- Christliche Gemeinde im innerkirchlichen demokratischen Aufbruch (es war die nachkonziliare Zeit, die Zeit der Wilden)
- Personalgemeinde im Netz sie umgebender Territorialgemeinden
- Studentengemeinde unter den Augen des Bischofs
- Studentengemeinde als Mitglied der KDSE (der Katholischen Deutschen Studenten-Einigung)
- Studentenpfarrer als Mitglied der Studentenpfarrerkonferenz.

Doch zunächst zur Universität. Die Universität Mainz hat in der Studentenrevolte der sechziger Jahre keine Vorreiterrolle gespielt. Natürlich galt auch hier im Selbstverständnis der politisch aktiven Mehrheit das Dogma der linken Gesellschaftsanalyse mit allen Begleiterscheinungen des gesellschaftlichen Protestes. Aber der Studienbetrieb war in Mainz – abgesehen von einigen Protestaktionen – nie funktionsunfähig. In Mainz war das Phänomen der schweigenden Mehrheit und der aktiven Minderheit deutlicher als an anderen Universitäten. Für mich als Studentenfarrer war das Spannungsfeld Gemeinde – Universität der Ort der meisten frustrierenden Erfahrungen. Die Studentengemeinde liegt neben dem Campus, dazwischen verläuft die Saarstraße. Der Dauerbrenner all meiner Jahre war der Satz: Wie gelingt uns der Sprung über die Saarstraße? Wir haben in den ersten Jahren viele Versuche gemacht mit Diskussionsvorträgen über religiöse, theologische und gesellschaftspolitische Fragen. Die Resonanz war nicht besonders groß. Neben der katholischen Studentengemeinde liegt in Mainz die evangelische Studentengemeinde, die sich Ende der sechziger Jahre völlig den politischen Studentengruppen öffnete. Pfarrer Stuckmann, in diesen Jahren der verantwortliche Pfarrer, förderte diese einseitige Öffnung. Durch diese Entwicklung in der evangelischen Studentengemeinde wurde natürlich die Position der katholischen Studentengemeinde nicht leichter. Auch sie wollte sich einbringen in den Prozeß der Universität, konnte und wollte es aber nicht so tun wie die evangelische Gemeinde, in der Gottesdienste eine Seltenheit waren und die persönliche Diakonie in den Hintergrund trat. Ratschläge haben viele gegeben in diesen Jahren, kritisiert haben viele, jeder aus seiner politischen oder theologischen Ecke, Professoren, Studenten, Bischof; doch helfen konnte uns niemand.

Christliche Gemeinde im innerkirchlichen demokratischen Aufbruch

Ich kam Ende der sechziger Jahre in eine Studentengemeinde, in der der Wille zur Mitverantwortung des Gemeinderates sehr ausgeprägt war. Es waren die „wilden“ Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Ich will nur einige Stichpunkte nennen: Mitsprache bei der endgültigen Anstellung eines Pfarrers, Festlegung der Schwerpunkte der Gemeindegemeinschaft, Diskussion um das theo-

logische und gesellschaftliche Selbstverständnis der Gemeinde, das Verhältnis der Studentengemeinde zur Diözesankirche und Weltkirche. Gemeinderat und Gemeindevollversammlung fühlten sich verantwortlich für die konkrete Ausgestaltung der drei Grundfunktionen einer christlichen Gemeinde: Verkündigung, Gottesdienst, Diakonie. Gerade die Diakonie spielte im konkreten Gemeindeleben eine große Rolle; wieder nur ein paar Stichworte: Gespräche über Lebensfragen, Hilfe für ausländische Studenten, die mit großen Erwartungen kamen und manchmal völlig scheiterten, weil sie mit den bescheidenen sozialen Bedingungen und mit dem Anspruch des Studiums nicht zurechtkamen. In der Gemeinde wurde Anfang der siebziger Jahre das Hilfswerk „Nothilfe Studenten“ geschaffen, das vielen finanziell helfen konnte. Außerdem konnte die „Zimmervermittlung“ der Gemeinde gerade den ausländischen Studenten gute Hilfe leisten. In der Ablehnungswelle gegen arabische Studenten nach dem Attentat während der Olympischen Spiele in München konnte die Gemeinde manchen unschuldigen Studenten vor dem Zugriff der Polizei schützen und verstecken. Den kritischen Dialog mit Politikern der Landesregierung und dem Polizeipräsidenten haben wir in dieser Phase der Hysterie nicht gescheut.

Personalgemeinde im Netz sie umgebender Territorialgemeinden

Kirchenrechtlich gehörten zur Studentengemeinde alle katholischen Studierenden an der Universität. Sicherlich nahmen auch Lehrende, die in den umliegenden Territorialgemeinden wohnten, am Gemeindeleben teil und andere Katholiken, besonders aus akademischen Berufen. Es entstand eine Gottesdienstgemeinde, die besondere Erwartungen an die Pfarrer herantrug, insbesondere was die Verkündigung und die Feier der Liturgie betraf. Die Gottesdienste in der Studentengemeinde waren sehr gut besucht, was nicht nur Begeisterung bei den Pfarrern der umliegenden Gemeinden hervorrief, die die Gottesdienstformen und Predigtinhalte kritisch beurteilten, besonders wenn sie gesellschaftspolitisch eingefärbt waren. Als Pfarrer der Studentengemeinde geriet man leicht zwischen ideologische Fronten. Grundsätzlich bekam man als Studentenfarrer das Etikett „links“ umgehängt von seiten des kirchlichen Establishments. Man konnte sich gar nicht dagegen wehren. In Diskussionen

wurde man von konservativen Professoren, besonders von jenen, die deswegen in die Gemeinde kamen, um zu retten, was zu retten war, wie sie meinten, in die linke Ecke gestellt, schon deswegen, weil man versuchte, die Position der Studenten zu verstehen. Das Verhältnis zur theologischen Fakultät war gespannt.

Studentenpfarrer unter den Augen des Bischofs

Ich möchte das Verhältnis als kritisch-solidarisch beschreiben. Das Vertrauen, das der Bischof dem Studentenpfarrer gegenüber hatte – ein Bischof hat zunächst immer Vertrauen –, dieses Vertrauen wurde aber immer wieder irritiert, hauptsächlich durch die Inhalte der Predigt, durch die Form der Gottesdienste, durch kritische Einstellungen gegenüber Phänomenen der Kirche. Ich erinnere mich nicht ungerne an manche kritische Gespräche im Bischofshaus am Rosengarten.

Studentenpfarrer macht man nicht ein Leben lang. Wir haben uns zu unserer Zeit immer ein wenig lustig gemacht über die Oldtimer in der deutschen Studentenpfarrerkonferenz, die den Absprung nicht fanden in eine andere Aufgabe. Ich bin 1979 gegangen, weil ich spürte, der Bischof möchte einen Wechsel und mein Orden wollte mich wieder. Aber dankbar werde ich immer bleiben für diese Jahre.

Dr. Werner Guballa (1982-1991)

Lebendige Vielfalt

Vor einigen Wochen habe ich in der Hochschulgemeinde angerufen. Mein Gesprächspartner war nicht zu erreichen. Ich wurde zurückgefragt: „Wie war noch einmal der Name...Würden Sie, bitte, buchstabieren.“ Erklärend wurde dazu gesagt, daß solch schwierige Namen eben selten seien.

Diese kleine Episode läßt schlaglichtartig ein Charakteristikum der Hochschulgemeinde deutlich werden. Es ist die Bewegtheit, die in dieser Gemeinde herrscht. Die Gegenwart mit ihren Fragen ist das Prägende. Die Studentinnen und Studenten bringen dies mit sich. Sie kommen nicht in erster Linie mit dem Bewußt-

sein, die Traditionen einer Gemeinde genau studieren und erfassen zu wollen. Sie wissen, daß sie für eine bestimmte und begrenzte Zeit an der Hochschule sein werden. Deshalb ist die Gegenwart für sie bestimmend. Die erste Erwartung, welche Studierende deshalb an eine Gemeinde stellen, ist die, daß sie gegenwärtig sei. Gegenwärtig ihren Anliegen und Fragen. Die Lebendigkeit, die durch die Studentinnen und Studenten in die Gemeinde hereingetragen wird, ist groß. Blicke es jedoch einzig bei diesem Faktor, dann wäre die Einseitigkeit vorprogrammiert. Diese Art von Schnellebigkeit brächte das Vergessen mit sich. Es wäre dann auch wenig sinnvoll, der fünfzigjährigen Geschichte dieser Gemeinde zu gedenken, da die Kontinuität der Erinnerung fehlte.

St. Albertus ist eine Hochschul-, nicht allein eine Studentengemeinde. Damit ist etwas Wichtiges ausgedrückt: Sie umfaßt als Gemeinde Menschen aller Lebensalter. Diese bringen ihre unterschiedlichen Erfahrungen in diese Gemeinde ein. Ich habe dies in dieser Gemeinde immer als eine große Chance gesehen. Dem studentischen ist ein nicht-studentischer Teil zugeordnet. Diese Zuordnung ist auch eine Herausforderung, die nicht ohne Spannungen verläuft.

Es bedarf der Bereitschaft, die unterschiedlichen Positionen und Anliegen klar zu nennen, wie auch der Bereitschaft, sie im Feld der Auseinandersetzungen zuzulassen. Diese Form spannungsreicher Lebendigkeit, verbunden mit Konfliktfähigkeit, hat mich in dieser Gemeinde fasziniert. Wenn ich daran zurückdenke, dann sehe ich nicht zwei Blöcke vor mir, sauber aufgeteilt in Studenten und Nicht-Studenten, ich erinnere mich vielmehr der vielen Gruppen und Kreise, die es in der Gemeinde gab. Ich sehe ein Gemeindebild vor mir wie einen buntgewebten Teppich, in dem viele kleine Einheiten ein großes Ganzes ausmachen. Es wäre mir im Augenblick unmöglich, die ganze Bandbreite dieser sehr unterschiedlichen Gruppen und Kreise darzustellen.

In meiner Erinnerung ist mit dieser Gemeinde auch die Wertschätzung, die der/die einzelne in ihr erfahren hat, verbunden. Diese Gemeinde hat in dem oft unübersichtlichen Gefüge Universität, in dem die Anonymität groß ist, einen Lebensraum angeboten, in dem einzelne nicht untergingen. Eine besondere Akzentuierung dieser Gegebenheit stellt für mich dabei die Gastfreundschaft, wie sie im Wohnheim und in den Begegnungen mit ausländischen Studierenden zum Ausdruck kam, dar.

Immer wieder habe ich die lebendige Mitte dieser Gemeinde im Gottesdienst erfahren. Dieser Gottesdienst war authentisch. Das Leben dieser Gemeinde hat darin seinen Ausdruck gefunden. So erwuchs die Gestalt des Gottesdienstes, von der alle wußten, daß sie durchaus nicht die letzte Vollendung war, sondern Wegausdruck, Hinweis darauf, wo die Gemeinde stand, welche Fragen in ihr wach und welche Antworten versucht



wurden. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: es ging nicht um eine neue Form der Liturgie, sondern um den rechten Ausdruck in ihr, um die Gemeinde in ihr so erfahrbar werden zu lassen, daß die einzelnen zustimmend sagen konnten: „Hier fühle ich mich verstanden und ausgedrückt.“

Mir persönlich war es ein Anliegen, Zeit für Begegnungen und Gespräche mit einzelnen zur Verfügung zu haben. Dies war in erster Linie auch dadurch möglich, daß viele ihr Engagement in der Gemeinde angeboten haben. Ich habe mich in der Gemeinde nie alleingelassen gefühlt, sondern als Priester eingebunden in die Gemeinschaft der vielen, die ihre Charismen zum Aufbau der Gemeinde beigetragen haben.

Im Rückblick auf die Jahre als Pfarrer dieser Gemeinde steht für mich im Vordergrund, daß ich in dieser Zeit viel gelernt habe von denen, die ebenso auf dem Weg waren wie ich. Die vielfältigen Möglichkeiten, die es in einer Gemeinde gibt und die es damit in der Kirche gibt, habe ich erfahren. Ich bin dafür dankbar und profitiere bis heute davon.

Das Mosaik

Gemeinde im Spiegel ihrer Kirche

Evamaria Brückner von Eiff

Das Ganze lebt aus seinen Teilen, so wie die Erde aus ihren Meeren und Wäldern, aus ihren Tieren und Menschen lebt, wie der kleinste Organismus aus seiner Vielheit besteht, und selbst Atome nicht alleine in sich sind, so hat auch die Materie eines Kirchenraumes ihre molekularen Schwingungen, den Einfluß der sie verändernden Atmosphäre, das sie wandelnde Licht; sie hat die Menschen, die ihre Geschichte in sie flechten.

Unser Raum, Albertus Magnus, vor 35 Jahren initiiert, er lebt, er spricht, er preist, er schweigt, er birgt, er empfängt, er sendet aus. Wie Gott hier wohnt, hat nicht die Dimension unserer Sprache, auch wenn ER sich im unbegreiflich greifbaren Brot hier gibt. ER ist da, wie ER in uns ist – ob wir es wissen oder nicht.

Das Ganze lebt aus seinen Teilen. Betrachten wir einige von ihnen, und fügen wir sie wie bunte Steine zu einem Mosaik zusammen, einem Mosaik der Gemeinde!

Die studentische Jugend, für die der Kirchenbau erstellt wurde, gehörte schon nicht mehr zu der Generation, die Krieg und Tyrannei durchlitten hatte. Aber sie war auf Trümmern und deren Spuren aufgewachsen und akzeptierte ein neues Form- und Raumgefühl, das sich durchaus nicht nur aus dieser existentiellen Erfahrung entwickelte.

Die Architekten Wagner und Vorlaender hatten ihre Wurzeln in den zwanziger Jahren, als Kunst und Technik sich verbündeten auf dem Weg zum Funktionalismus. Hier sollte die Form nicht unabhängig vom sozialen Lebensraum des Menschen erdacht werden, sie sollte der Funktion dienen, d.h. sie konnte nicht mehr willkürlich purer Ausdruck eines schöpferischen Individuums sein. Das bedeutete das Ende großsprecherischer oder nichtssagender Kulträume, natürlich auch das Ende jubelnder Dome, deren Sprache wir längst nicht mehr sprechen konnten. Neue Baustoffe, die rasch und preiswert herzustellen waren, avancierten zum Gestaltungsmaterial. So wurde Sichtbeton zum Hauptelement der äußeren und inneren Konzeption unserer Kirche. Die

handgeformten holländischen Ziegeln in warmen Ockertönen bis hin zum dunkelroten lotrechten Verband auf der Altarwand stehen in lebendiger Spannung zu seinem eintönigen Grau.

Dort, wo die Sonne aufgeht, hinter der Ostwand, sind Stahl und Zement nur noch tragende Gerippe, in die Roland-Peter Litzenburger seine bunten Stücke aus Betonglas komponiert. Das unstoffliche Licht strömt in harmonisch gebrochenen Farben in den Raum.

Harmonie und Schlichtheit als Gestaltungsausdruck liegen schon im einfachen Quadrat des Kirchengrundrisses, auf dem durch verschiedene Raumhöhen und Gliederungen im Inneren der Baukörper bewegt wird. Dieser Baukörper, der seinen Platz im lauten Getriebe, in der Kreuzung von zwei großen Straßen fand, trägt diese Aufgabe in sich: Mitten in der Welt stehen, Ziel und Anfang sein für ein doppeltes Transeamus von draußen nach drinnen und von drinnen nach draußen.

Wie ein Mahnmal kündigt dies der quaderförmige Turm, und sein Kreuz ist weithin sichtbar, wenn man von der Stadt zum Campus heraufkommt. Durch seine Betonwaben schwingen drei Glocken ihr „g“, ihr „b“ und ihr „c“ zum Te Deum-Motiv. Wer weiß schon, daß eine von ihnen in bronzenen Lettern die Inschrift trägt: „Ein neues Gebot gebe ich Euch, daß Ihr einander liebet“?



Kurz nach der Fertigstellung

Walter Seidel ist der erste Pfarrer des neuen Zentrums. Er hatte fast unüberwindbare Hindernisse gemeistert, als er im Januar 1960 Hand anlegte, um mit Generalvikar Haenlein den Baubeginn durch einen Spatenstich zu symbolisieren. Am 1. Juli 1961 kann die Benediktion der Kirche stattfinden, die erst zwei Jahre später von Bischof Hermann Volk geweiht wird. Domkapitular Dr. Ernst Straßer spricht in seiner Predigt von der obersten Pflicht des Christen, sich mit der Welt auseinanderzusetzen. Auch die Festakademie am Tag zuvor hatte im Sinne des Hl. Albertus die Synthese von Seelsorge und geistiger Bildung aufgezeigt. Prof. Dr. Karl Rahner prägte hier das Wort vom anonymen Christentum neben der Kirche als uniformierten Teil der Streitmacht für Gott. Die neue Gemeinde hat ihr Rüstzeug. Sie macht sich auf den Weg.

Der Innenraum der Kirche ist noch karg und schmucklos. Aber Pfarrer Walter Seidel hat einen Bildhauerfreund: Josef Rikus – der



wird zum Schöpfer des alles beherrschenden Kreuzes. Wilhelm Nyssen schreibt über ihn: „Ereignisse des Heils waren für ihn keine frommen Betrachtungsgegenstände, sondern Bezeugungen jener einzigen geschichtlichen Wirklichkeit, die als Einbruch in die Welt trat und ihr jeweils neue Maße verlieh.“

So orientiert Rikus sich nicht am Geschmack der Zeit, der viele Gesichter

hat. Ästhetik und Gefälligkeit sind ihm keine Wegweiser zu seinen tieferen Zielen; er will nicht das Typische gestalten, sondern das Erfahrene und gibt so dem überlieferten Zeichen des Kreuzes

einen neuen Sinn. Nicht der Tod wird hier verkündet. Der Menschensohn ist zwar unlösbar mit dem Kreuz verbunden, sein Körper aufgebrochen, wie mit Messern aus den Balken geschnitten. Aber er ist offen für uns. Die angenagelten Hände scheinen uns zu umfassen. Überraschend tritt aus den harten Formen das sensible Antlitz, ganz Individuum, gütiger, rettender Bruder. Das ist die Überwindung des Todes.

Das nächste Element, das dem nüchternen Raum Sprache gibt, ist ein Bild in weißgrünen, graublauen Tönen. Peter Paul Etz hat es gemalt. Es schließt den Seitenflügel unter der Empore ab, der damals durch die Richtung seiner Bankreihen als privater Gebetsraum gedacht war. Hier kann man seine tiefste, unverstandene Not in die Trostlosigkeit der Pietaszene geben. Wir wissen, daß die beiden Leitern zum Querbalken des Kreuzes führen, oder klammern wir uns an Jakobs Traum, um hoffen zu können? Tod ist, vom Leben aus gesehen, ein Skandal; der gewaltsame Tod Christi die unerhörteste Grausamkeit. Wie können wir dieses Bild betrachten, ohne aufzuschreien? Doch nur, weil vielleicht eine Leiter bis zum Himmel führt und Engel auf- und niedersteigen...

Engel – „sie gehören zu den tröstlichen Aussagen in der Schrift“, sagt Pfarrer Kurt Sohns am 18. Oktober 1981, als die Gemeinde ihren Türhüter begrüßt. Er hoffe, daß sie ihn annehmen würde,



Pieta von Peter Paul Etz



weil doch Engel Gottes Möglichkeiten für uns sind. Keine Epoche habe Sinn ohne Gottes Möglichkeiten in ihr und mit ihr. Dann könne dieser Engel ein gutes Symbol für den Weg unserer Gemeinde sein.

Ich erzähle von meiner Arbeit, von Kampf, von Niederlagen, von neuer Hoffnung, von Vernichten und Aufbauen. Dr. Werner Spanner schreibt, daß wir die starken Bilder verloren haben. Sie gehören der Vergangenheit an, den Museen. Sie taugen nicht mehr recht zum Dienste. Unser Engel ist einfach nur Bildzeichen für einen Engel. Er fügt sich in die niedrige Portalwand, die eher breit als hoch ist, er fliegt. Die Rechte ist erhoben: Schutzgebärde, Wegweisung, Gruß? Die Linke greift weit zurück, als suche sie eine Menschenhand, die sie ergreifen möchte. Es gibt kein Modell dafür außer dem Glauben:

Noch sah ich ihn nicht
Doch manche Stunde
Spüre ich seinen Atem
Und wie er mich hält
Mit gewaltig starker Hand



ist nicht leicht. Das bedingungslose JA macht Maria für mich zum Schoß, aus dem Heil und Heilung wächst. Das ist biologisches Geschehen. Das ist aber auch Durchtragen einer Bereitschaft, die sie zum Throne Gottes macht, bis dieses Kind – wie Rilke sagt – quer durch den Schoß ihr liegt.

Außer zur Betrachtung des heilsgeschichtlichen Vorgangs lade ich zur Identifikation ein,

die Raum hat für die ganz persönliche Lebensgestaltung:

Gefäß sein
Dem die Frucht entwächst
Thron werden
Der das Wunder trägt

Wir begrüßen „SIE“ feierlich am 18. November 1984 nach dem Gottesdienst des Albertusfestes.

Ein Sommermonat 1987 – wir lesen im Forum: am 19. Juni explodierte infolge einer defekten Gasleitung unser Kühlhaus. Drei Menschen wurden schwer verletzt, darunter Eduard Fritzier und Evelina di Ciocco. Beide sind an den Folgen ihrer Verletzungen gestorben.

Dieses erschütternde Erleben läßt in der Gemeinde den Wunsch aufkommen, ein Zeichen gegen das Vergessen zu setzen. Eduard, der Sohn des Hausmeisters, ein junger Deutsch-Russe, stammt aus dem Land der Ikonen, und Evelina, der gute Geist des Newmanhauses, ist aus einem italienischen Kloster zu uns gekom-

men. Auch sie hatte eine tiefe Beziehung zu Ikonen. So entscheiden wir uns für eine Kopie. Kopie hat in diesem Zusammenhang nicht die gegenteilige Bedeutung von „echt“, denn alle Ikonen sind aus dem Kanon der Urbilder erwachsen und durch die Jahrhunderte immer wieder neu ausgesagt worden. Nicht nur uraltes Element des Ostens oder Objekt für Kunstsammler, sie sind Fenster zur Ewigkeit. Wenn ein Fenster nicht mit dem Licht identisch ist, bleibt es nur Maßwerk. So ist die Ikone, die mit der geistigen Schau nicht übereinstimmt, nur ein bemaltes Brett. In dieser umgekehrten Sicht der Schöpfung läuft die Zeit auf die Gegenwart zu: die Endursache wird zur Wirkursache. Es werden keine historischen Ereignisse erzählt, keine Abbilder geschaffen: alle Themen gehen auf Offenbarungen oder Visionen zurück. Neben der Theologie des Wortes sind sie Theologie in Farbe, nicht im Sinne von Konservatismus, sondern als Erhellung der Wahrheit. Alles Äußere ist zugleich innen. So reflektiert z.B. die Farbe das Licht. Gold aber ist reines unvermishtes Licht, das nur geistig Erfassbares darstellt. Es spricht von der mystischen Ursache unseres Seins. Auch heben die umgekehrte Perspektive, das Fehlen von Schatten und illusionistischen Räumen die Ich-Zentrierung des Malers und Beschauers auf.

Die Vorlage für unsere Ikone ist eine Himmelfahrt Christi aus dem 17. Jahrhundert. Am Himmelfahrtstag 1989 kann ich sie der Gemeinde übergeben. Ich hatte diese Arbeit in der Meinung angenommen, daß ich „nur“ eine Kopie verfertigen müsse. Indem ich aber den auferlegten Malregeln folgte, wurde ich auf einen abenteuerlichen Weg der Begegnung geführt.



Schon die 12 Schichten der leeren weißen Grundierung gaben ihre Passivität auf und zogen mich in ihren Bann. Linien und Farben wurden zu Wegzeichen. Aber das Antlitz des Auferstandenen konnte ich nicht bewältigen und ließ es undefiniert. Er ist nicht mehr Mensch wie wir. Jean Guilton sagt: „Diese Existenz Jesu, so wie die Jünger sie erfahren haben, ist nicht Ekstase, sondern eher Entase.“ Hier berühren wir die Grenzen der Mystik und kehren zugleich zum Ausgangspunkt der Ikonen zurück.

Aus der studentischen Gemeinde wird rasch eine Gemeinde junger Paare, junger Familien. Um den Trauritus ranken sich phantasievolle, eigenwillige, ganz persönliche Feste – in der Kirche, auf der Wiese, im Newmanhaus. Aber für die Kinder, die mit dem lebendigen Wasser in die lebendige Gemeinde aufgenommen werden, fehlt noch der Brunnen. Er soll Gefäß sein, das Osterwasser für den Täufling aufzubewahren; er soll in einer kleinen Silberdose den Chrisam tragen, Salböl auch für die Firmlinge, Siegel des Hl. Geistes. Und er soll Weihwasserbecken sein für alle, die eintreten auf dem Weg zum Altar. Diese Funktionen bestimmen seinen zentralen Ort. Die Spannung zwischen Geburt und Tod, die Bezogenheit der Taufe auf das Kreuz bestimmen das Material. Das Kreuz ist der Fluchtpunkt unsres Christseins, wo die aufsteigende Vertikale von der Horizontalen durchschnitten wird: Tod aus Leben – Leben aus Tod.



Beide Linien bestimmen die Komposition des Gefäßes, das nicht nur Behältnis, sondern liturgischer Raum sein soll. Eine Form wird aus der anderen, denn „Ruach, die Geistin, brütete über den Wassern“. Aus der waagerechten Bewegung ihrer bergenden Flügel wächst die neue senkrechte Gestalt, deren Dimension unbegrenzt ist. Sie mündet in einen Ammoniten, der Zeichen sein kann für Unendlichkeit, der aber auch nach innen deutet, denn der Weg nach oben führt paradoxerweise tief in uns hinein, wo wir die Perle des Himmelreiches finden. Der Bergkristall ist ihr Symbol.

Das lebendige Wasser braucht lebendige Linien, bewegten Raum, daß aus dem Becken Brunnen wird, Quelle des immer neuen Anfangs. Wiedergeburt erinnert an Mutterschoß. Das ist wie die brütende Ruach eine mütterliche Aussage Gottes. So ist das Berühren des geweihten Wassers nicht nur Reinigung, wir berühren das Mysterium der Schöpfung.

Pfarrer Dr. Richard Hartmann schreibt an Ostern 1992: „Wir haben einen Taufbrunnen! Ich wünsche, daß er ein Ort und Zeichen für uns werde, aus dem wir Leben gewinnen, das uns zurückführt an die Quelle der Freude!“

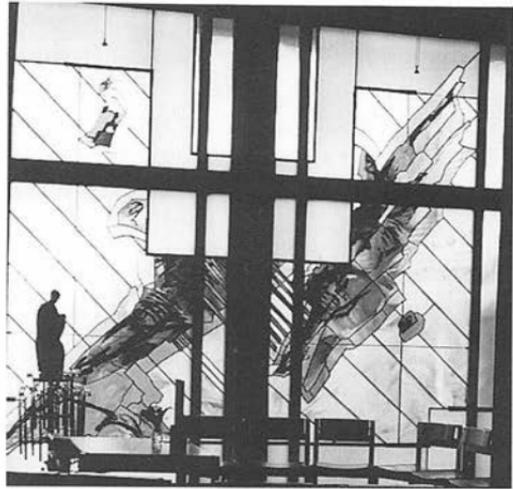
Das Wort war über dem Wasser
und Ruachs Glut als es das Leben gebar
und nichts mehr lebt ohne das Wasser

Abschließender Höhepunkt der Raumsanierung bildet im Mai 1992 das „Fensterfest“. Die Westwand bot seither durch undifferenzierte Verglasung lediglich neutralen Lichteinfall. Nun sollte sie Antwort geben auf die bunte Betonglaswand der Nachkriegsjahre in der Sprache unserer Zeit, Ausklang eines Jahrhunderts, das wie kein anderes von raschen expressiven Wandlungen geprägt ist.

Elke Pfaffmann entscheidet sich nicht zu religiösen Sachaussagen. Ist nicht das Spiel mit dem Licht wie die Musik – höchste Abstraktion? Bei vollem Einsatz moderner Technik zwar sinnhaft, aber zugleich das rational Faßbare überschreitend? Sie beschreibt ihr Procedere:

„Anfang Mai beginne ich mit der Umsetzung der Entwürfe auf Karton... Am 18. Mai werden die Entwürfe in der KHG von der

Empore abgehängt... Am 13. August wird das Antikglas eingekauft. Anhand der Schablonen werden die farbigen Gläser ausgewählt und zugeschnitten... Eine aufregende Auswahl... Stück für Stück wächst das Fenster und findet sich zusammen wie ein Puzzle... Nun kann mit der Malerei



begonnen werden... Nach einer stundenlangen Konzentrationsphase wird die Farbe auf einen Sitz aufgetragen...“ Die ausführende Firma Schillings, die sich vom ersten Augenblick an mit diesem Abenteuer identifiziert, vergleicht es mit Schillers Glocke:

Wenn der Guß mißlang, und die Form zersprang?
Ach, vielleicht indem wir hoffen,
hat uns Unheil schon getroffen?

Nein, das Werk ist gelungen. Pfarrer Dr. Richard Hartmann sinniert über unser neues „Außenverhältnis“. Ob nicht unsere Sicht – wie die Glasscheiben es tun – die Wirklichkeit verfremdet? Wird doch draußen an der Universität auf mannigfaltige Weise die Wahrheit gesucht. Wie fällt sie in das Drinnen unsrer Kirche? Die neue „Unübersichtlichkeit“ wird Gestalt in Industrie- und Antikgläsern, die unsere Wahrnehmung bestimmen.

Da ist die große farbvarierte grüne Figur, Hoffnungsfigur, die sich aufschwingt von links unten nach rechts oben, vom Materiellen zum Geistigen. Schwarze bedrohliche Wirrnisse sind in den Weg geworfen, tiefes Blau der Stille läßt sie ruhen, bis sie endlich geläutert und stark ihr Ziel berührt.

Der brennende Dornbusch aus den Gebeten der Gemeinde rund um den „Schoß“ Mariens, der irdisch klein und leise gleichsam den Weg eröffnet, wird hineingerissen in diese Symphonie, die sphärisch hinter Maßwerk und vorgeblendeten Scheiben klingt.

Dr. Martina Beckmann erlebt sie so:

Lichtblicke
bunte Einsprengsel –
Gradliniges durchbrechend
dunkle Farbigkeit
versteckt vorbeihuschend –
aber doch nicht zu übersehen
bewegte Ruhe

Licht brechend –
nur scheinbar harmonisch
matte Transparenz
lichtdurchlässig –
ohne vorschnelle Klarheit
Bewegung und Leben
vor scheinbar starrer
Eindeutigkeit

Einblick in „Kirche“?

Im neuen farbigen Licht wächst am Brunnen ein Baum, am
Taufbrunnen ein Lebensbaum, der die Osterkerze trägt.
Eine Herausforderung, die mich lange bewegt hat. Immer wenn
ich bei den provençalischen Weinstöcken war, dachte ich, sie
könnten Vorbild sein.
Wie oft wird dort aus starker Einheit dreifaltige Kraft!
Und wie ist sie vom Leben umschlungen!

Das ist eine visuelle Geschichte unserer Gemeinde, zugleich aber
auch eine spirituelle: Formen, Farben, Klänge, Zeichen, als Aus-
sage unseres Seins. Geworden in der Vergangenheit, die nicht
mehr ist, aber seiend in der immer neuen Gegenwart wie ein
Mosaik.



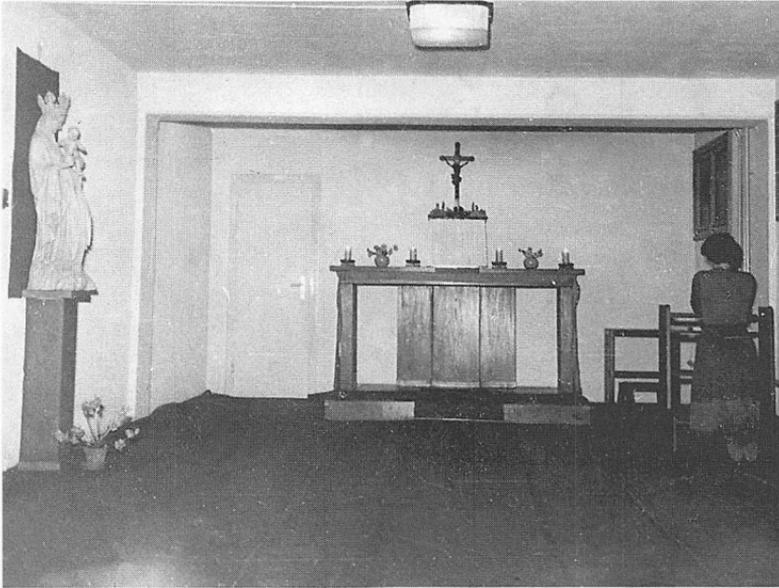
Schnittpunkt Gottesdienst

Peter Baader

Gottesdienste und insbesondere die sonntägliche Eucharistiefeier sind Höhepunkte im Leben einer Gemeinde. Auch in der KHG ist der Gottesdienst – wenngleich ihr Aktionsradius weit über den Kreis der Gottesdienstbesucher hinausgeht – geistliches Zentrum als „Tankstelle“ für die Teilnehmer und als der Ort, wo es um Grund und Ziel aller Gemeindeaktivitäten geht. Darüber hinaus wurde der Gottesdienst und die Zeit danach immer mehr zu einem Treffpunkt für die vielfältigen Gruppierungen der Gemeinde, wo alte und neue Gesichter sich begegnen, Verbindungen geknüpft, Informationen ausgetauscht und Pläne geschmiedet werden, wo man konkret die Zusammengehörigkeit der Gemeinde erleben kann.

Räumlichkeiten und Zeiten

Als die Katholische Studentengemeinde 1946 gegründet wurde, gehörte es zu den vorrangigen Aufgaben, für Gottesdienste für die Studierenden zu sorgen und in der zu 85 % zerstörten Stadt geeignete Räumlichkeiten dafür ausfindig zu machen. Sonntags war die Gemeinde zunächst Gast in der Kapelle des Instituts der Englischen Fräulein mit einem eigenen 9 Uhr-Gottesdienst. Zu Fuß oder mit der Tram begaben sich die Teilnehmer am Sonntagmorgen aus allen Richtungen zum Ballplatz. Am 14.10.1948 – so bezeugt es eine Quelle – nahmen 80 bis 100 Gläubige an der Eucharistiefeier teil; man kann davon ausgehen, daß es in der Mehrzahl Studierende waren. Die Gesamtzahl der katholischen Studierenden in Mainz betrug damals etwa 3000. Als Alternative wurde der mit Predigt beginnende 11-Uhr-Gottesdienst im Dom im Anschluß an das Stiftsamt angeboten, den ebenfalls der Studentenpfarrer hielt. Für die Werktagsgottesdienste um 7 Uhr morgens stellte, nach anfänglicher Benutzung der Konviktskapelle, das Hildegardis-Krankenhaus seine Kapelle zur Verfügung. Schon im Sommersemester 1949 konnte jedoch ein zur katholischen Universitätskapelle ausgebauter Raum im Untergeschoß des Universitätsgebäudes am Forum benutzt werden. Von Montag bis Samstag feierte dort, mitten im Uni-Bereich, um



Unikapelle vor der Renovierung ...

7.15 Uhr der erste Studentenpfarrer, Dr. Ernst Straßer, die Eucharistie. Zeit und Ort der Werktagsgottesdienste änderten sich im Laufe der Jahre mehrfach. Die besondere Atmosphäre dieser Zusammenkünfte ist den Teilnehmern, die sich in diesen Anfangszeiten in dem kleinen Raum versammelten und auf die Ansprache warteten, mit der Dr. Straßer die Meßfeier zu beginnen pflegte, sicher in fester Erinnerung geblieben.

Auch der frühe Sonntagsgottesdienst der Studierenden um 8 Uhr, fand in den Semesterferien in der Uni-Kapelle statt. In der Semesterzeit allerdings reichte der Platz nicht aus, und der Gottesdienst mußte in den Musiksaal (über dem Hörsaal 8) verlegt werden. Daneben gab es weiterhin den 11-Uhr-Gottesdienst im Dom.

Dem großen Einsatz von Pfarrer Walter Seidel, der 1957 als Studentenseelsorger die Nachfolge von Dr. Straßer angetreten hatte, ist es zu danken, daß, in Zusammenhang mit einem groß angelegten Ausbau des Newman-Hauses, der Bau einer eigenen Kirche begonnen werden konnte. Am 20.1.1963 weihte Bischof Hermann Volk die Kirche Sankt Albert und ihren Altar. Schon vom 2.7.1961 an – an diesem Tag von Kapitularvikar Ludwig



... und nach der Renovierung.

Haenlein benediziert – konnten die Sonn- und Werktagsgottesdienste in dem soweit fertiggestellten Kirchenraum gehalten werden. So fand die Gemeinde nach den Provisorien der ersten Zeit für ihr Liturgie eine großzügige, schöne und dauerhafte Stätte. Eine umfassende Renovierung wurde 1992 vorgenommen. 8 Uhr und 11 Uhr sind bis heute Sonntagsgottesdienstzeiten geblieben. Dazu kamen, nachdem das 1957 kirchenrechtlich möglich geworden war und an Werktagen schon praktiziert wurde, 1966 eine Abendmesse am Sonntag um 19 Uhr und im Wintersemester 1969/70 eine Vorabendmesse am Samstag zunächst um 18.45 Uhr, später um 19 Uhr, die leider 1994 wieder aufgegeben werden mußte.

**Aufbau und Ausbau (Pfarrer Ernst Straßer 1946-1957;
Pfarrer Walter Seidel 1957-1969)**

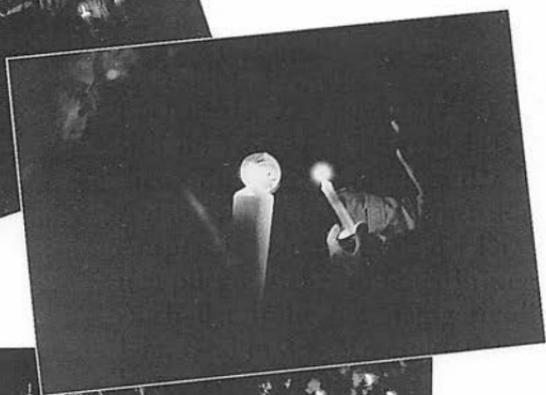
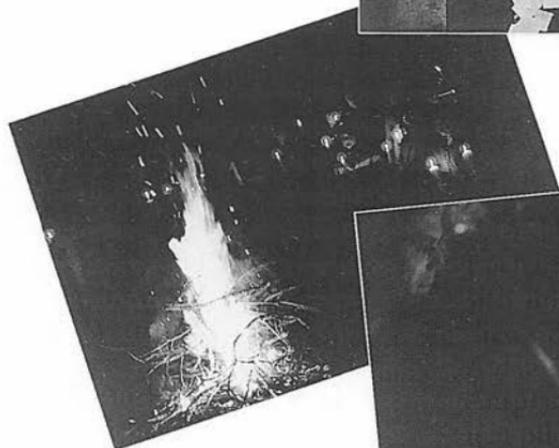
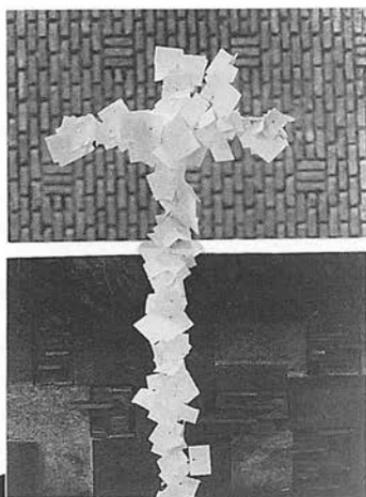
Eröffnung und Abschluß des Semesters, das Fronleichnamfest und das Patronatsfest sicher von Anfangszeiten an – Semesterprogramme der KSG sind erst ab Sommersemester 1957 greifbar – waren besonders hervorgehobene Stationen im Kalender der



Fronleichnam 1959

Studentengemeinde. Solange die Albertus-Kirche noch nicht zur Verfügung stand, fand der Eröffnungsgottesdienst abwechselnd in der Aula oder in der Mensa und der Schlußgottesdienst bis Sommersemester 1957/58 im Dom, später ebenfalls in der Aula oder in der Mensa statt; während beider Veranstaltungen war vorlesungsfrei. An Fronleichnam feierte die Gemeinde den Gottesdienst in der Seminarkirche und zog mit der großen Prozession durch die Stadt. Sie lud auch zu der gesellschaftlichen Veranstaltung am Abend im kurfürstlichen Schloß ein, an der der Bischof bis 1963 persönlich teilnahm. (Später wurde nach anderen Formen gesucht, in der Gemeinde das Fronleichnamfest zu feiern.) Studentische Verbindungen und Gemeinschaften, die nach den ersten Anfangszeiten, in denen offene Kreise blühten, zu den hauptsächlichen Trägern des Gemeindelebens gehörten, nahmen offiziell an den Gottesdiensten und Veranstaltungen zum Semesterabschluß und an Fronleichnam teil. Das Patronatsfest am 15. 11. wurde zu Lebzeiten von Bischof Albert Stohr (bis 1960) mit einer Pontifikalmesse begangen.

Seit die eigene Kirche ein Möglichkeit dazu bot, wurde viel Mühe, Sorgfalt und Liebe auf die Ausgestaltung der großen kirchlichen Hochfeste verwendet. Die Feiern des Weihnachts- und des Osterfestes waren (und sind) Höhepunkte nicht nur im



Schnittpunkt Gottesdienst

morgens oder abends?

Ministrationsordnung und Maßgestaltung im WS 1967/1968 in der
St. Albertus-Kirche

Sonn- und Feiertage

| | |
|--------------------------|--------------------------|
| 15. 10. Christophorus | 10. 12. Hasso-Rhenania |
| 22. 10. RKDB | 17. 12. Normannia |
| 29. 10. UV-Willigis | 7. 1. ND |
| 1. 11. Ketteler | 14. 1. Christophorus |
| 5. 11. Rhenania-Moguntia | 21. 1. RKDB |
| 12. 11. MC | 28. 1. UV-Willigis |
| 19. 11. Pfadfinder | 4. 2. Ketteler |
| 26. 11. Kurpfalz | 11. 2. Rhenania-Moguntia |
| 3. 12. Rheno-Palatia | |

Heritage

| | |
|---|--|
| 16. 10. ND | 27. 11. ND |
| 17. 10. Kurpfalz Laientheologen | 28. 11. Normannia Laientheologen |
| 18. 10. Wohnheim I | 29. 11. Wohnheim II |
| 19. 10. Pfadfinder <i>Grüpfung Gottesdienst?</i> | 30. 11. Rheno-Palatia Christophorus |
| 20. 10. RKDB | 1. 12. Hasso-Rhenania |
| 21. 10. Kernkreis | 2. 12. Kernkreis |
| 23. 10. ND | 4. 12. ND |
| 24. 10. UV-Willigis Laientheologen | 5. 12. Kurpfalz Laientheologen |
| 25. 10. Wohnheim II | 6. 12. Wohnheim III |
| 26. 10. MC Christophorus | 7. 12. MC |
| 27. 10. Ketteler | <u>8. 12. Pfadfinder</u> |
| 28. 10. Kernkreis | 9. 12. Kernkreis |
| 30. 10. ND | 11. 12. ND |
| 31. 10. Rhenania-Moguntia Laientheologen | 12. 12. UV-Willigis Laientheologen |
| 2. 11. Normannia | 13. 12. Wohnheim I |
| 3. 11. Rheno-Palatia | 14. 12. RKDB |
| 4. 11. Kernkreis | 15. 12. Rhenania-Moguntia |
| 6. 11. ND | 16. 12. Kernkreis |
| 7. 11. Hasso-Rhenania Laientheologen | 18. 12. ND |
| 8. 11. Wohnheim III | 19. 12. Ketteler Laientheologen |
| 9. 11. MC | 20. 12. Wohnheim II |
| 10. 11. Kurpfalz | 21. 12. MC Christophorus |
| 11. 11. Kernkreis | 22. 12. Normannia |
| 13. 11. ND | 23. 12. - 1.1. Weihnachtsferien |
| <u>14. 11. Pfadfinder</u> Laientheologen | 2. 1. Kernkreis |
| 15. 11. Wohnheim I | 3. 1. Wohnheim III |
| 16. 11. RKDB | 4. 1. Rheno-Palatia |
| 17. 11. UV-Willigis | 5. 1. Hasso-Rhenania |
| 18. 11. Kernkreis | 6. 1. Kernkreis |
| 20. 11. ND | 8. 1. ND |
| 21. 11. Rhenania-Moguntia Laientheologen | 9. 1. Kurpfalz |
| 22. 11. Buß- und Bettag | 10. 1. Wohnheim I |
| 23. 11. MC | 11. 1. MC |
| 24. 11. Ketteler | <u>12. 1. Pfadfinder</u> |
| 25. 11. Kernkreis | 13. 1. Kernkreis |

Alle Gruppen im Ministrationsdienst dabei

gottesdienstlichen Leben der Gemeinde, sondern sicher auch im persönlichen Leben vieler Mitglieder: die mitternächtliche Christmette, der Gründonnerstagabend (heute mit gebackenem Brot zur Eucharistiefeier, Agape und Nachtwache), der Karfreitag mit der Passion und der Kreuzverehrung (heute mit Blumen, Kerzen und beschriebenen Zetteln, die im Feuer der Osternacht verbrannt werden), der Osternachtgottesdienst (heute bei Morgenrauen mit einem mächtigen Feuer auf dem neuen Forum und festlichem Osterfrühstück, zu dem alle etwas mitbringen).

Für die Vorbereitung der Gottesdienste gab es 1957 schon einen Liturgiereferenten. Später kümmerten sich eigene Arbeitskreise darum (ein „Liturgiekreis“ ist erstmalig im Sommersemester 1965 nachzuweisen), die lange eine feste Einrichtung der Gemeinde waren, bis in jüngster Zeit ad hoc-Gruppen seine Aufgaben übernommen haben.

Abendmessen wurden montags und donnerstags gefeiert, außerdem ein zusätzlicher Gottesdienst am Mittwoch-Mittag in der Uni-Kapelle.

In der Mitte der sechziger Jahre fanden Beschlüsse und Reformen des 2. Vatikanischen Konzils Eingang in die Liturgie der Gemeinde. Im WS 1964/65 wurde entsprechend den in der Liturgiekonstitution geschaffenen Möglichkeiten die deutsche Liturgiesprache eingeführt. Das war eine einschneidende Änderung, die nicht von vornherein allgemeine Zustimmung fand; es gab darüber ein Streitgespräch im Newmanhaus, und im WS 1964/65 wurde sonntags sowohl ein lateinisches wie auch ein deutsches Hochamt gehalten. Im Zug der konziliaren Erneuerung lag es auch, daß der Tabernakel vom Altar an die Seite des Kirchenschiffs umgesetzt wurde.

Das gottesdienstliche Leben beschränkte sich nicht auf Eucharistiefeiern. Als Parallele zur internationalen Studentenwallfahrt nach Chartres führte Dr. Straßer schon spätestens im SS 1949 eine jährliche Wallfahrt über den Taunus nach Limburg ein. In der Morgenfrühe des Himmelfahrtstages machte sich der ansehnliche Zug der Wallfahrer nach Übernachtung in der gastlichen Gemeinde Lindenhof auf den Weg nach Limburg hinunter, zum Dom, der schon von weitem aus seiner stadtbherrschenden Lage grüßte. An diesen Brauch anknüpfend wurden ab Mitte der 50er Jahre im Sommersemester Nachtwallfahrten durchgeführt: in den ersten Jahren zu dem alten Rheingauer Wallfahrtsort Marienthal, später auch nach Kloster Eberbach,

nach Johannisberg, zum Kloster Jakobsberg und zu anderen Orten der Umgebung. Vom Wintersemester 1958/59 bis zum Wintersemester 1969/70 versammelten sich Gemeindemitglieder einmal im Semester zu einer Nacht des Gebets, die, in Gebetsgemeinschaft mit der Patengemeinde in Halle, den Anliegen des geteilten Vaterlands und den Anliegen der Zeit überhaupt galt. Vom Wintersemester 1965/66 bis zum Sommersemester 1968/69 wurde die Woche über in der Kirche die Komplet gebetet.

Aus der Zeit von Pfarrer Seidel – und hier ist auch sein Bruder, der Musikwissenschaftler Prof. Elmar Seidel, zu nennen – stammen entscheidende Impulse für den musikalischen Anteil, ohne den die späteren Gottesdienste kaum zu denken sind: Die Gemeinde erhielt 1964 ihre Orgel. Beim Sonntagsgottesdienst und bei anderen Anlässen erfrischt und bewegt seitdem das Spiel der Organisten (z. Zt. Gisbert Jung, Prof. Franz Staab) Herz und Gemüt. Eine Schola begleitete von 1966 bis 1979 die Gottesdienste. Der 1958 gegründete Chor trägt bis heute (inzwischen zusammen mit dem afrikanischen Chor und dem ökumenischen Singkreis „Klangfarben“) zum Gelingen festlicher Gottesdienste bei.



Umgestaltungen und Konsolidierung (Pfarrer Kurt Sohns 1969-1982; Pfarrer Werner Guballa 1982-1991)

Gewisse Umgestaltungen im Ablauf der Liturgie fallen schon in die Zeit von Pfarrer Seidel. Sie nahmen nun besonders unter seinem Nachfolger Kurt Sohns, aber auch unter den späteren Pfarrern verstärkt ihren Fortgang. Die Gemeinde steht damit in dieser Zeit keineswegs allein. Unter den maßgeblichen Umständen sind sicher die kirchliche Neuorientierung auf dem 2. Vatikanischen Konzil (1962-1965) mit der Leitidee einer pastoralen Hinwendung zur Welt von heute (vgl. Liturgiekonstitution 11, 14, 21, 34, 48, 50) und, im Hintergrund, die durch die 68er-Bewegung gesellschaftlich und politisch aktivierte Studentenschaft zu nennen. Es ging um Vereinfachung der liturgischen Form (z.B. bei der Gabenbereitung), um Aufnahme zusätzlicher Elemente (z.B. des Friedensgrußes), um freiere Anwendung des kirchlichen Festkalenders (z.B. in Werktagsgottesdiensten) und besonders um stärkere Beteiligung der Gottesdienstbesucher am liturgischen Geschehen (z.B. als Lektoren und -innen, Kommunionhelfer und -innen). Das Ziel war (und ist es bis heute geblieben), den Gottesdienst in einer Form und Sprache zu feiern, die dem Denken und Empfinden der großen Mehrheit der Menschen unserer säkularisierten Zeit entgegenkommt und ihrer

Lebenserfahrung entspricht, sowie die Gemeinsamkeit des Feierns von Priester und „Gemeinde“ stärker zum Ausdruck zu bringen. Die Substanz, insbesondere der Eucharistiefeier, wird nicht berührt; sie soll vielmehr gerade deutlich in Erscheinung treten.

Im Laufe mehrerer Jahre bildete sich eine gewisse feststehende Form heraus, manchmal spöttisch „Liturgia Sancti Alberti“ genannt (vielleicht ist das gar nicht unpassend, denn Sankt Albert war ja für Neues sehr aufgeschlossen). Sie nimmt weiterhin neue Gedanken auf und paßt sich an neue Gegebenheiten an, wie es auch in anderen Gemeinden geschieht.

Wichtige Grundlagen waren allgemeine Befragungen (1971 und im Wintersemester 1979/80) über die Anliegen, Wünsche und Schwierigkeiten der Mitglieder im Bereich der Gemeinde. Prägend für die Entwicklung waren sicher die Persönlichkeiten der Pfarrer. Eine Fülle von Vorschlägen und Entwicklungen kam aber auch aus der Mitte der Gemeinde, und oft war und ist es ein lebendiges Geben und Nehmen.



Pfr. Guballa, Müller und Ludwig mitten in der Gemeinde

Die Gemeinde hat gerade auch in der Liturgie eine wichtige Rolle als tragendes Kontinuum gespielt. Und dabei kommt dem nicht-studentischen Gemeindeteil (im Gottesdienst heute etwa gleich stark vertreten wie die Studierenden) wesentliche Bedeutung zu. Der primäre studentische Gemeindeteil trug und trägt dem-

gegenüber mit seiner Phantasie, seiner rückhaltlosen Einsatzbereitschaft und seiner unverbrauchten Lebendigkeit entscheidend dazu bei, daß Schwung, frisches Leben und neue Impulse in die Gemeinde und auch in die Gottesdienste kommen.

Eine große Zahl von Gemeindemitgliedern, die von außerhalb des Territorialbereichs und der Universität kommen, fühlen und fühlen sich, das gilt übrigens schon für die Anfangszeiten der Gemeinde, von der KHG und speziell auch von ihren Gottesdiensten angesprochen und angezogen. Für viele von ihnen lag die früher erlebte Art und Form der Liturgie zu weit abseits von ihrer eigenen Lebenswelt. Die starke zahlenmäßige Zunahme der Gottesdienstbesucher ist neben anderen Faktoren wie der wachsenden Zahl der Studierenden und einem größer werdenden Bekanntheitsgrad der KHG an der Universität auch auf das Hinzukommen dieser Gruppe zurückzuführen, die in der KHG ihre Personalgemeinde sieht.

Es ist üblich geworden, daß die Ideen und die Kreativität einzelner Gruppen und Hauskreise in vielfältiger Weise in die Gottesdienste (z.B. der Advents- und der Fastenzeit) eingebracht werden. Taufeltern, Erstkommunion- und Firmgruppen sind Mitgestalter der Sonntagsgottesdienste, in die ihre Feier eingeschlossen ist. Seit den 80er Jahren und z.T. schon früher stellten sich Professoren des Fachbereichs Katholische Theologie – neben immer wieder übernommenen Einzelvertretungen – in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen für die Feier des Samstagabend-Gottesdienstes zur Verfügung.

Kanonsingen der ganzen Gemeinde, Einlagen improvisierter Spielgruppen mit Blockflöten, Violinen und Orffschen Instrumenten (über viele Jahre organisiert von Frau Liselotte Massoth) und neue geistliche Lieder gehören von der musikalischen Seite her zum bunten Bild der Liturgie. Der eucharistische Gottesdienst auf dem seit 1984 jährlich veranstalteten Gemeindefest in Hofheim, später in Ilbenstadt faßt eine Vielzahl textlicher, darstellerischer, musikalischer und bildnerischer Elemente, die vorher in Kreisen erarbeitet wurden, abschließend festlich zusammen und läßt die Gemeinschaft in ganz besonderer Weise erfahren (leider ist es bisher nicht gelungen, einen größeren Kreis von Studierenden dafür zu gewinnen). Weitere Formen des Gottesdienstes sind die Liturgische Nacht (ab WS 1977/78), die Pfingstnovene (ab 1982) und ein jährliches Kinderfest mit Eucharistiefest auf dem nahegelegenen Hof der Familie Schwal-

bach sowie am Mittwoch das Morgengebet mit Frühstück beim Pfarrer (ab Sommersemester 1979) und die Komplet (ab WS 1976/77).

Die Eucharistiefiern an den Werktagen nahmen ein jeweils eigenes Gepräge an: der Montagabendgottesdienst (bis 1992) im Meditationsraum in einer Atmosphäre der Stille, auf einen kurzen Meditationstext bezogen und ganz aufs Wesentliche beschränkt; die Eucharistiefier am Dienstagabend, von Dr. Josef Krasenbrink nach seiner Zeit als zweiter Gemeindepfarrer (1970-1977) mit einem festen Kern von Teilnehmern formstreng und ausdrucksstark weitergeführt; der Bildmeditationsgottesdienst am Donnerstag, zu dem sich zeitweilig ein großer Teil der Gemeinde um den Altar versammelte; der Freitagsfrühgottesdienst mit anschließendem Frühstück, zeitweise stark von KSJ/Hochschulring und GCL getragen, der Gottesdienst am Mittwoch um die Mittagszeit in der Uni-Kapelle, Treffpunkt für Studierende und lebendiges Zeichen der Gegenwart der Gemeinde in der Hochschule.

Neue Fragen, neue Bewegung (Pfarrer Richard Hartmann 1991 - heute)

Auch im gottesdienstlichen Gemeindeleben der letzten Jahre spiegeln sich allgemeine kirchliche, gesellschaftliche und religiöse Entwicklungen. Der Trend zur Individuation, Abneigung gegen Bindung an festgelegte Institutionen und festorganisierte Gemeinschaften, Wunsch und Bedürfnis, das eigene Leben selbst zu gestalten, prägen die gegenwärtige Studierenden-Generation in verstärktem Maße. Daneben steht mancherorts Rückbesinnung auf traditionelle Werte und Formen. Neue Träume von Kirche treten neben die älteren, die hinter manchem Aufbruch der KHG in früheren Jahrzehnten standen. Die Zeit unter der Gemeindeleitung von Dr. Richard Hartmann ist, auch im gottesdienstlichen Bereich, gekennzeichnet von vielseitigen, intensiven und ertragreichen Bemühungen, der sich weiterentwickelnden Situation gerecht zu werden, Neues einzubringen und ein von fruchtbarer Spannung getragenes Miteinander von Studierenden und Nicht-Studierenden zu bewahren und fortzuführen. Die Beteiligung und Mitwirkung der Studierenden steht oft mehr im Vordergrund als früher.

Nachdem schon vom Wintersemester 1988/89 an wieder ein ökumenisches Morgengebet stattfand (bis Wintersemester 1994), wird seit dem Sommersemester 1994 der sommerliche Semester-

abschluß unter großer Beteiligung mit der Evangelischen Studentengemeinde zusammen in einem Wortgottesdienst mit Agape gefeiert; damit konnte nach langer Pause wieder an den alten ökumenischen Faden angeknüpft werden. Die ganze Karwoche hindurch versammeln

Kulpler, die lateinamerikanische Formation „Eco Latino“ und eine französische Musikgruppe präsentieren ihr Können.

Thema Ausländerfeindlichkeit gingen zu oft im allgemeinen Trubel unter - schade, aber in einem solchen Rahmen wohl unvermeidbar.

Eine Öffnung im Zaun Den Semesterabschluß ökumenisch gefeiert

MAINZ. VER. Seit 25 Jahren residieren die „Evangelische Studierring-Gemeinde (ESG)“ und die „Katholische Hochschulgemeinde (KHG)“ in der Saarstraße friedlich nebeneinander. Am Donnerstag kam es endlich zur ökumenischen Premiere: Erstmals seit Bestehen der beiden Einrichtungen wurde ein gemeinsamer Semesterabschlussgottesdienst im „Tempel“ der ESG gefeiert. Anschließend traf man sich zum Sommerfest auf der KHG-Wiese. „Alte Nachbarn: Neu begegnen!“ lautete folgerichtig das Motto der gemeinsamen Fete.

„Es gibt wesentlich mehr Gemeinsameres als Trennendes“, stellte Student Michael Heril fest. Seine beiden Kommilitonen aus dem vorherbestimmten Arbeitskreis bestätigten ihm: „Im Alltag wurde das gemeinsame Leben schon seit langem praktiziert, heute wurde es erstmals offiziell!“, meinte Christiane Kreck. Friederike Scholl könnte sich in Zukunft gemeinsame thematische Arbeitskreise vorstellen: „Das Engage-

ment der beiden Gemeinden überschneidet sich.“

Auch von klerikaler Seite gibt es da keine Bedenken. „Ich hätte nichts dagegen, das jetzt an jedem Semesterende zu veranstalten“, zeigte sich von katholischer Seite Pfarrer Richard Hartmann offen. Sein evangelischer Kollege Reinhard Heusch sieht in der gemeinsamen Flüchtlingsarbeit und in der Unterstützung ausländischer Studierender, „die es zunehmend schwerer haben“, einen Ansatzpunkt: „Beide Gemeinden haben mit dem Thema zu tun, wieso sollte man die Sache nicht gemeinsam angehen?“

Bei so viel Gemeinsamkeit gelang natürlich auch das Feiern: Extra zum Sommerfest wurde eine Öffnung durch den Zaun geschaffen, der die beiden Gemeinden bislang trennte. Bei Bier vom Faß, kulinarischen Genüssen und europäischer Folklore der Gruppe „Sans Famille“ ließen die ökumenisch Engagierten den Abend ausklingen.

MRZ 9./10.7.1994

Erstkommunion Pfingsten 1992

sich Studentinnen und Studenten und andere Gemeindemitglieder zum Morgen- und Abendgebet. Der 1991 gegründete Chor „Klangfarben“ nimmt sich vorzugsweise des neuen geistlichen Liedes an. Mit dem Albertus-Musical haben seine Mitglieder zusammen mit zahlreichen anderen Gemeindegliedern der kirchlichen Musik in der Gemeinde eine neue Dimension eröffnet.



Neue Klangfarben bringen auch die Lieder aus den „Klangträumen“ (rotes Buch) in den Gottesdienst.

Kommunion unter beiden Gestalten in allen eucharistischen Gottesdiensten und Händekette beim Vaterunser sind Elemente, die die Liturgie ursprünglicher und lebendiger machen, während manche Texte, Riten und Gesänge auch wieder mehr an das Überkommene anklingen.

Mehrere Einzelbeiträge von Gemeindemitgliedern und eine Artikelserie des Pfarrers im Gemeinde-„Forum“ sowie eine Reihe von Ausspracheveranstaltungen einschließlich eines liturgischen Workshops widmeten sich grundsätzlichen Fragen der Liturgie, darunter auch der möglichen Wiedereinführung bzw. häufigeren Verwendung von früher her gewohnter offizieller Texte wie des Confiteor und des (eventuell in neue Form zu bringenden) Credo: für durchgreifende Änderungen fand sich aber keine breite Unterstützung.

Schon seit Sommer 1994 trifft sich am Mittwochnachmittag ein Kreis zu einer Agapefeier. Als zum Bedauern vieler zu Beginn der

Fastenzeit 1995 der Vorabendgottesdienst am Samstag gestrichen werden mußte, weil das Vertretungsproblem nicht zu lösen war, war das der Anlaß, sich mit dem Wert und den Gestaltungsmöglichkeiten priesterloser Gottesdienste generell zu befassen. In gut besuchten Gemeindeforen und Arbeitskreisen wurde die Form eines nicht-eucharistischen Gottesdienstes entwickelt, der im Notfall an die Stelle ausgefallener Eucharistiefiern tritt und auch in diesem Fall die Feier des Sonntagsgottesdienstes in der eigenen Gemeinde möglich macht.

Ein Sonntagvormittag in Sankt Albert

Ein kurzer Überblick über den Verlauf eines 11-Uhr-Gottesdienstes am Sonntagvormittag in der KHG kann vielleicht die Beschreibung der Entwicklung und der Überlegungen ergänzen und ein wenig veranschaulichen.

Schon vor Beginn nimmt der Priester seinen Platz neben dem Altar ein und wartet mit der Gemeinde, bis das einleitende Orgelspiel verklungen ist, um die Teilnehmer dann zu begrüßen und in den Gottesdienst einzuführen. Das allgemeine Schuldbekennnis in der Form des Kyrie (Form C) oder eines Lieds läßt dem einzelnen viel Spielraum, seine persönliche Situation vor Gott zu bringen.

Das meist frei formulierte Tagesgebet nach dem Glorialied schließt wie auch andere Gebete mit „durch Jesus Christus, unseren Bruder und Herrn“. Vielleicht macht diese Form es manchem Teilnehmer leichter, auch innerlich in den Gottesdienst einzutreten.

Die Lesung wird von einem Lektor oder einer Lektorin vorgetragen. Diese sind ebenso wie die Kommunionhelferinnen und -helfer vor Beginn des Gottesdienstes angesprochen und gebeten worden, den betreffenden Dienst zu übernehmen.

Auf den Antwortgesang – oft als Psalm im Wechselgesang – folgen Evangelium und Predigt (am Fastnachtssonntag in gereimter Form; Pfarrer Guballa bezog in seine Predigten manchmal Märchen ein). Ab und zu übernimmt der Diakon beides.

Das apostolische Glaubensbekenntnis mit seinem umfassenden aber nicht immer leicht mitzuvollziehenden Inhalt hat seinen Platz in besonderen Gottesdiensten, z.B. an hohen Festen oder wenn eine Taufe oder die Firmung gefeiert wird.

Der Priester lädt nach der Predigt alle Anwesenden ein, die Anliegen, die sie mitgebracht haben oder die ihnen aus dem Gottesdienst erwachsen sind, auszusprechen oder still vor Gott zu bringen. Diese Form hat sich allmählich aus dem Brauch, Fürbitten aus der Gemeinde als Zettel oder auf Tafeln zu sammeln und zusätzlich zu den vorbereiteten Bitten zu verlesen, entwickelt. Die Gebetsgemeinschaft, das Ansprechen Gottes, das Mitgetragen-Werden von der Gemeinde wird so in besonderer Weise erfahrbar, wohl auch für die vielen, deren Bitten ungesagt bleiben.

Manchmal nur von einzelnen, manchmal von einer größeren Zahl werden Wünsche, Bitten und Danksagungen aus allen Lebensbereichen vorgetragen: Persönliches, Bitten für bestimmte Menschen oder Gruppen, für die Betroffenen in Notsituationen, aktuelle Anliegen und Wünsche im kirchlichen, sozialen und politischen Bereich. Fast immer sind die Fürbitten mitvollziehbar.

Ist es ein Sonntag mit Kindergottesdiensten, so sind die Kinder nun nach den Fürbitten gruppenweise in die große Gemeinde zurückgekehrt, und manche von ihnen stellen sich mit dem Priester um den Altar. (Auch sonst ist von ihnen ab und zu etwas zu sehen oder zu hören.)



*Hinter dem Altar von links:
Monika Brinkmann-Kramp, Pfr. Guballa, Pfr Müller, Michael Zimmy*

Die Riten zur Gabenbereitung sind vereinfacht; zu manchen überlieferten Formen ist der Zugang nicht leicht, etwa zur Handwaschung, die sich ursprünglich an einen Opfergang mit Lebensmitteln und anderen Gaben anschloß.

Beim Hochgebet stehen oder knien die Gottesdienstteilnehmer. Die Akklamation („Deinen Tod, o Herr, ...“), die abschließende Doxologie („Durch Christus und mit ihm und in ihm“) und das Vaterunser werden oft gesungen.

Beim Vaterunser mit unmittelbar angeschlossenen ökumenischem Abschluß „Denn dein ist das Reich ...“ reichen sich die Betenden die Hände zu langen Ketten.

Der Friedensgruß des Priesters wird mit Händedruck weitergegeben, nicht nur an die Nachbarn rechts und links, sondern oft rings im Umkreis und über die Sitzreihen hinweg an Bekannte und Unbekannte. Offensichtlich ist der neue Ritus gut und freudig aufgenommen worden als eine sehr naheliegende, unmittelbar verständliche und vollziehbare Art, der Verbundenheit der vielen Eucharistie-Feiernden miteinander sichtbaren Ausdruck zu geben.

Anstelle des Agnus Dei wird ein Friedenslied gesungen und anstelle des „Domine, non sum dignus“ vor der Kommunionsspendung ein kurzer einladender Text gesprochen. Im Spannungsbogen der Liturgie haben die Bitte und die Erfahrung, daß wir durch Jesus und sein Opfer aus Schuld und Verstrickung befreit werden, schon früher ihren Ort – so empfinden es wohl die meisten Gottesdienstteilnehmerinnen und -teilnehmer.

Die Kommunion wird wie im Bericht über die Einsetzung des Abendmahles unter beiden Gestalten gespendet. Der Brauch der Kelchkommunion, schon seit langem in bestimmten Gottesdiensten (am Gründonnerstag, an Hochfesten, am Montag- und Dienstagabend) geübt, wurde in den letzten Jahren auf alle Eucharistiefiern ausgedehnt. Zuletzt kommuniziert der Priester zusammen mit den Kommunionhelfern und -helferinnen.

In die Segensbitte schließt sich der Priester selbst mit ein; er spricht sie in der Wir-Form. So wird beim Abschluß des Gottesdienstes noch einmal die Gemeinsamkeit aller Beteiligten deutlich.



Historische Einblicke

Gerd Massoth

Jahre des Aufbruchs – Beginn einer Studierendenseelsorge in Mainz

Im vergangenen Jahr haben wir des 50. Jahrestags der weitgehenden Zerstörung von Mainz und des Kriegsendes gedacht. Dies gab Anlaß, die damalige, kaum beschreibbare Not in Erinnerung zu rufen. In dieser schwierigen Situation – viele kämpften um ihre Existenz, ein bescheidener Wiederaufbau lebensnotwendiger Einrichtungen mußte in die Wege geleitet werden – fiel die Wiedereröffnung der Ende des 18. Jahrhunderts faktisch erloschenen Universität.

Bereits vor Aufnahme der Lehrtätigkeit am 22. Mai 1946 ernannte Bischof Dr. Albert Stohr am 1. Mai den Pfarrer von St. Ignaz in Mainz, Dr. Ernst Straßer, zum Studentenseelsorger. Domizil war nach Anfängen im Wendelinusheim im Gonsenheimer Wald, das Konvikt in der Grebenstraße, wo sich heute Dombauamt und Caritasverband befinden. Vordringlich war praktische Hilfe für die Studierenden. So wurden in dem während der Kriegszeit zweckentfremdeten und stark vernachlässigten Gebäude Küche und Schlafräume mit Feldbetten und Strohsäcken eingerichtet. Dort fanden, selbstverständlich nach Stockwerken getrennt, Studentinnen und Studenten Unterkunft.

Vielfältige Hilfe kam von der Care-Organisation, sodaß die „Care-Speisung“ und andere Hilfen für Studierende angeboten werden konnten. Die bedachten Studentinnen gaben mit den charakteristischen karierten Röcken weithin Zeugnis von der Wohltätigkeit.

Dr. Straßer war ein Mann mit langer seelsorglicher Erfahrung in vielen Aufgabenfeldern. Es verwundert deshalb nicht, daß ihm neben der Studentengemeinde noch andere Aufgaben übertragen wurden, etwa im Priesterseminar und im wieder eröffneten Konvikt. Sie minderten indessen nicht sein Engagement für die Studierenden. Seine Ausstrahlung ließ zudem einen Kreis von Frauen und Männern aus dem außeruniversitären Bereich entstehen, der sich an der Gestaltung der offenen Abende beteiligte,

vor allem aber an den gemeinsamen Gottesdiensten teilnahm. Diese fanden werktags in der Konviktskapelle, später im Hildegardiskrankenhaus statt. Sonntags traf man sich um 9.00 Uhr in der Kapelle der Englischen Fräulein, später um 8.00 Uhr im Musiksaal der Universität, wo Dr. Straßer – auch ohne offizielle Genehmigung – bereits zur Gemeinde hin zelebrierte, und um 11 Uhr im Dom. Viele Studierende besuchten auch das vorangegangene Stiftsamt, sodaß die Predigt des Studentenfarrers an den Beginn der 11-Uhr-Messe gelegt wurde.

Semestergottesdienste feierte die Studentengemeinde mit der Fakultät in der Aula am Forum, damals Mittelpunkt der universitären Veranstaltungen, heute als Büchermagazin zweckentfremdet.

Das ökumenische Engagement belegt ein Gesprächskreis mit Theologieprofessoren beider Konfessionen. Insgesamt bestanden Ende 1948 25 Kreise der Studentengemeinde.

Schon bald traten die offenen Kreise zugunsten der wiedergegründeten Studentenverbände und -verbindungen zurück, eine Entwicklung, die viele bedauert haben. Gemeinsam blieben die Semestergottesdienste, die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession und an der geselligen Fronleichnamveranstaltung.

Einschneidende Änderungen brachten die Jahre nach der Währungsreform im Juni 1948. Die Geldknappheit und ihre Folgen führten zu einem drastischen Rückgang der Studierendenzahl. War sie im Jahre 1948 auf 6000 angestiegen (darunter schätzungsweise 3000 katholische Studierende), so erreichte sie nach einer rasanten Talfahrt im Wintersemester 1954/55 einen Tiefstand von 2770. Dies konnte auf die Studentengemeinde nicht ohne Einfluß bleiben, zumal auch die Kriegsgeneration wegen Abbruchs oder Beendigung des Studiums ausgeschieden und die Studentenschaft anders strukturiert war. Die Studentengemeinde mußte der neuen Situation und auch den gestiegenen Ansprüchen Rechnung tragen. Die erstmalige Zuwendung des Bischöflichen Ordinariats in Höhe von 2100 DM im November 1948 war unter den damaligen Verhältnissen eine merkliche Hilfe.

Es galt aber auch, besser im Universitätsbereich präsent zu sein. Ein erster Schritt war die Einrichtung der Universitätskapelle in einem Kellerraum am Forum, die am 28. Mai 1949 von Generalvikar Kastell benediziert wurde. Sie lädt noch heute zu persönlichem Gebet und Werktagsgottesdiensten ein. Ihre künstle-

rische Ausgestaltung erfuhr sie erst viele Jahre später durch eine Kunstklasse von Prof. Jost sowie durch Elke Pfaffmann (Fenster) und Hermann Gradinger (Altar und Tabernakel). Gesegnet wurde sie neu im Mai 1991 durch Bischof Karl Lehmann.

Ein wichtiger Markstein auf dem weiteren Weg war der Einzug in den ersten Bauabschnitt des heutigen Newmanhauses in der Saarstraße 20 im Frühjahr 1951. Erst jetzt konnte die Gemeinde über eigene Räume, zumal in unmittelbarer Nachbarschaft zur Universität, verfügen. Dadurch wurde die Akzeptanz für die Studierenden wesentlich erhöht. Die Aktivitäten reichten aber nach wie vor über den Kreis der Studentinnen und Studenten hinaus. Besonders die Vortragsveranstaltungen zogen viele Besucher aus der Stadt an. Sie fanden in Ermangelung eines eigenen Saales in Räumen der Universität statt. Die über den universitären Bereich hinausgehende Attraktivität von Gottesdiensten und Veranstaltungen ist vornehmlich Pfarrer Straßer zu verdanken, dessen pastorale Erfahrung, Kontaktfreude und Einfühlungsvermögen viele Menschen in seinen Kreis zog.

Das Newmanhaus bot auch dem Studentenpfarrer, einer afrikanischen Familie und 6 Studentinnen Unterkunft, darunter 2 Dominikanerinnen, die den Sakristeidienst übernahmen. Die Aufbauphase fand mit der Errichtung einer eigenen Kirchenstiftung am 24. Juni 1954 ihr vorläufiges Ende. Damit erhielt die Gemeinde eine gewisse Eigenständigkeit in finanzieller Hinsicht wie in Grundstücks-Angelegenheiten, die weitere Planungen erleichterte.

Der Bischof von Mainz

Mainz, den 24. Juni 1954

Betr.: Errichtung der Kirchenstiftung St. Albert.

Gemäß can. 100 § 1 CIC errichten wir durch dieses Dekret die Kirchenstiftung St. Albert in Mainz. Wir verleihen ihr die Rechtsfähigkeit im Sinne des kirchlichen Rechtes (persona moralis non collegialis gem. cc. 99 - 105 CIC). Der Grundbesitz der Kirchenstiftung St. Albert soll der noch zu errichtenden Pfarrkuratie St. Albertus Magnus, Mainz, im Bereich des Universitätsgeländes als Gotteshausvermögen dienen.

Die Verwaltung der Stiftung hat zu geschehen nach Maßgabe des kirchlichen Rechtes (cc. 183 ff. und Diözesanstatuten, Anhang XIII und Art. 154). Bis zur Errichtung der Pfarrkuratie bestimmt der Hochwürdigste Herr Bischof den Kirchenstiftungsrat der Kirchenstiftung St. Albert Mainz.

Karl Lehmann

Bischof von Mainz



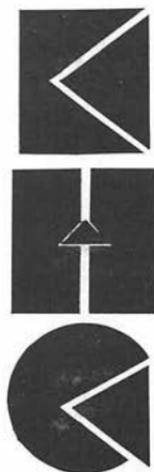
Die KHG im Spiegel der Semesterprogramme

Wenn die Programme auch nur eine oberflächliche Information über das Leben in der KHG geben können, so kann man doch versuchen, an ihnen eine Entwicklung zu zeigen. Archiviert werden die Semesterprogramme seit dem Sommersemester 1957, bis 1969 wurden sie noch gemeinsam mit der ESG herausgegeben. Die Form der Programme variierte von heftartig gebunden, gedruckt und systematisch aufgebaut, über leicht improvisiert und mit der Schreibmaschine geschrieben in den 70ern bis zur heutigen Posterform – allzeit sichtbar an die Tür oder Schrankwand zu hängen.

Die inhaltliche Entwicklung der Programme übersieht man am besten, wenn man sie in Teilbereiche aufgliedert wie es auch in den ersten Heften gemacht wurde: 1. Arbeitskreise 2. Religiöse Bildung 3. Gesellschaftliche Veranstaltungen.

1. Da in den Programmen nur ein kurzer Anhalt dafür gegeben wird, um was es in den AKs geht und wie sie wirkten, soll im folgenden nur davon die Rede sein, wie sich die Arbeitskreise in den letzten Jahrzehnten in den Themen und in ihrer Zahl verändert haben:

WINTERSEMESTER 1995/96



In den ersten 10 Jahren gab es nur wenige AKs: da gab es den Kernkreis, in dem man sich zur Gestaltung der Gemeinde traf, den Laientheologenkreis, den Kreis Caritasarbeit, den Bibelkreis, den Medizinerkreis und öfter einen Psychologenkreis, den Kreis „Studentisches Dasein und christliche Lebensform“ (1962) und den Ausländerfreundeskreis, den späteren Internationalen Studentenkreis (1964-88/89). Im SS 1959 kam ein gemischter evangelisch-katholischer Kreis dazu, im SS 1960 der Kreis Weltkirche. Ab 1959 gab es eine Choralschola, ab 1964 die Studentische Spielgemeinschaft und auch den ersten politischen AK, den „Gesellschaftspolitischen AK“. Im nächsten Jahr stieß ein Liturgiekreis und ein Kreis für Naturwissenschaftler dazu. Den ersten Chor gibt es ab 1967. Ab 1970 treten immer mehr politische AKs auf, wie z.B. der „AK Bundeswehr und Friedensforschung“, der „AK Studiumkritik“ und der „AK Marxismus“. Seit 1971 gibt es einen Ökumenischen AK, und im Semester darauf werden schon 19 AKs gezählt, darunter der erste Meditationskreis und der Kinderhort.

Viele AKs wechseln ihr Gesicht oder haben eine unsichere Existenz: 1973 hört die Schola zu bestehen auf und der Lateinamerikakreis entsteht, um 1976 wieder aufzuhören und 1978 im Perukreis neu zum Leben erweckt zu werden. 1974 entsteht der Kontaktkreis „Hilfe für kranke Studenten“, aus dem sich bis 1975/76 der „Initiativkreis Nothilfe Studenten“ entwickelt. 1979 wird der Dritte-Welt-Laden gegründet, der jetzige Eine-Welt-Laden. Mindestens seit 1986/87 existierte der AK „Sozialer Brennpunkt Zwerchallee“, der AK Gefangenenhilfe und der Tansaniakreis. 1987/88 gab es 39 AKs, davon hatten 14 eine Lebensdauer von höchstens zwei Semestern, etwa der AK Wirtschaftsethik/Asylpolitik oder der AK „Vollwertkost im Einpersonenhaushalt“. Dauerhafter zeigten sich z.B. der Gottesdienstkreis und der Kreis „DDR einmal anders –Partnergemeinde in der DDR“. Von 1989 bis 1994 gab es einen AK Feministische Theologie, ab 1991/92 den AK Dagobertstraße. Mit den „Klangfarben“ gibt es ab 1993 den dritten Chor in der KHG.

Über 39 Jahre hinweg haben sich am längsten der Chor, der Theologenkreis und der AK Caritasarbeit, wenn auch jetzt unter anderen Namen, gehalten. Eine lange Tradition hatten der ISK und der Bibelkreis und hat der Eine-Welt-Laden. Den meisten anderen, besonders den politischen AKs war nur eine kurze Lebensdauer beschert.

2. Die Semester beginnen und enden mit einem Gottesdienst; fast an jedem Tag der Woche gibt es einen Gottesdienst in der KHG. Als sonstige religiöse oder theologische Veranstaltungen wurden bis 1969 Vorlesungen der kath. theol. Fakultät im Semesterprogramm abgedruckt; bis 1978 gab es regelmäßige theologische Vortragsreihen, zudem Diskussionen und Vorträge an den Gemeindeabenden von 1962-1963. Wochenenden und Tagungen und Inselzeit...Zeit der Stille (seit 1986/87) gehören zum Programm der KHG. Von Anfang an gibt es regelmäßige Nachtwallfahrten, 1988 zum letzten Mal eine Chartres- Wallfahrt und auch eine Studentenwallfahrt zur Nothelferkapelle im Gonsenheimer Wald (1979), die letzte Pilgerfahrt führte nach Irland (Sommersemester 1995). In den 60ern gab es die Nächtliche Anbetung meist „in den Anliegen unseres geteilten Vaterlandes“, von 1959-1966 einen Kurs zur Erlangung der Missio canonica, seit 1978 gibt es verschiedene Meditationskreise.

Mit dem Bischof verband die Gemeinde lange, nämlich von 1957- 1969, die gemeinsame Feier des Fronleichnamfestes mit dem abschließenden „Gesellschaftsabend im kurfürstlichen Schloß“.

Die Weltkirche war in den Jahren bis 1968 ein Bestandteil der Programme, mit Diskussionen und Vorträgen über die Kirche in Afrika, Asien, Osteuropa und über das Konzil.

Bis 1969 gab es mit der ESG gemeinsame AKs und ein gemeinsames Programm, von 1971 bis 1974 einen Ökumenischen AK, 1976 war für 18 Jahre der letzte ökumenische Gottesdienst, 1984 gab es ein gemeinsames Internationales Forum der ESG, KSG und KHG, seit 1989 gibt es ein ökumenisches Morgengebet. Mittlerweile werden die Semesterabschlußgottesdienste gemeinsam gefeiert.

3. Das „weltliche“ Leben der KHG besteht nicht nur aus Festen und Parties, diese sind aber trotzdem ein wichtiger Teil dessen, was die KHG ausmacht. Immer wieder begegnet man daher in den Programmen dem Fastnachtsfest und den beiden Parties am Semesterbeginn und -schluß. Zum „weltlichen Leben“ in der KHG ist natürlich auch seit 1961 das Wohnen im Newmanhaus zu zählen, das seit über 20 Jahren von Herrn Naetscher geleitet wird, seine Bewohner haben immer wesentlich zum Gelingen aller dieser Veranstaltungen beigetragen. Stark geprägt wurde das Leben in der KHG von den Veranstaltungen des ISK, den Nationalabenden, Ausflügen, Theaterfahrten und dem Weihnachts-

fest. Auch die technische Entwicklung macht sich bemerkbar: es findet eine Evolution des Schallplattenabends der ersten Zeit über den Filmabend zum Videoabend heute statt. Das erste Internationale Essen wurde 1962 präsentiert. Zum Programm gehören seit jeher Fahrten ins Ausland und natürlich in die Umgebung und auch auf dem Rhein. In den 70er Jahren gab es politische Vorträge, etwa über Marxismus und Anarchismus (1970), davor eher über Kunst und Musik (Dichterlesung von Siegfried Lenz 1969, Moderne Kunst seit 500 Jahren 1964). Seit 1979 gibt es einen Tanzkurs, seit 1986 den Spaziergang durch Mainz für die Erstsemester. Die Beratung für Kriegsdienstverweigerer existiert seit 1976, die Zimmervermittlung seit 1978. Die KHG verfügt also seit mindestens 39 Jahren über ein Programm, das über das weitgefächerte Angebot in mehr oder weniger übersichtlicher Form informiert. Wenn auch manche Traditionen eingeschlafen sind, so ist sich die KHG doch in wesentlichen Punkten als katholische Gemeinde treu geblieben, nicht ohne auf die aktuellen Themen und Nöte ihrer Mitglieder einzugehen.

Franz Dumont

Reform statt Revolte – Die KSG zur Zeit der Studentenunruhen

Nur selten war die katholische Kirche in den letzten Jahrhunderten ihrer Zeit voraus. Eine solche Ausnahme machte das Zweite Vatikanische Konzil, das kurz vor den westlichen Protestbewegungen und den östlichen Freiheitsregungen von 1967/68 stattfand. Es brachte nicht nur innerkirchlich sehr viel in Bewegung, sondern auch im Verhältnis von Kirche und Gesellschaft – ein Vorgang, der eine Gemeinde wie die KHG (damals noch Katholische Studenten-Gemeinde genannt) tangieren mußte. Man merkt es an den Semesterprogrammen, die zunehmend „gesellschaftlich relevante“ Themen aufnahmen und viel direkter etwa auf Probleme der „Dritten Welt“ eingingen. Auch die Auseinandersetzung mit dem Marxismus wurde seit Papst Johannes XXIII. anders, nämlich weniger abgrenzend-abwertend geführt. Wie das Programm der Gemeinde, so zeigte auch das ihrer Gruppen und Kreise eine größere Offenheit und Sensibilität für Fragen, die

katholischen Akademikern bis dahin fremd, wenn nicht unbekannt waren. Ein Beispiel dafür ist die Teilnahme aller Mainzer „neustudentischen Gemeinschaften“ an dem von ND, MC, Christophorus, Pfadfindern und Heliand Pfingsten 1966 in Darmstadt veranstalteten Studientag „Unterwegs zum Glauben“. Gespannt hörte man dort, wie die Koryphäen aus Theologie, Philosophie und Psychologie wie Rahner, Metz, Bloch und Mitscherlich im offenen Diskurs dem pfingstlichen „Prinzip Hoffnung“ auf die Spur zu kommen suchten. Vom „Wehen des Geistes“ ergriffen, kehrte man nach Mainz, in die KSG und ihre Gruppen, zurück.

Aber keiner hätte damals sagen können, daß aus dem Wehen bald ein Sturm werden würde, schon gar nicht, daß Studenten ihn entfachen würden. Doch selbst in Mainz war die „akademische Jugend“ den Älteren gegenüber wesentlich kritischer geworden, vermißte bei ihnen eine echte Aufarbeitung der Nazi-Zeit und forderte dezidiert, ja rigoros die Realisierung demokratischer Postulate. Kein Wunder, wenn Ende 1966 die Bildung einer Großen Koalition aus CDU/CSU und SPD ebenso Protest hervorrief wie die geplanten Notstandsgesetze. In vielen Gruppen der KSG Mainz wurde das ähnlich engagiert diskutiert wie in der Katholischen Deutschen Studenten-Einigung. Während sich aber im „Jochen Klepper-Haus“, dem Domizil der Mainzer Evangelischen Studentengemeinde, erste Gruppen zusammenfanden, die nicht nur gegen die Große Koalition, sondern gegen den „reaktionären Staat“ überhaupt Front machten, blieb das Newmanhaus bzw. die KSG als Gemeinde davon (scheinbar) unberührt. Erst als sich die Spannung zwischen der entstehenden „Studenten-Bewegung“ und dem bundesdeutschen Staat in den Berliner Unruhen vom Juni 1967 entlud – wobei ein Student erschossen wurde – konnte die KSG keine „unpolitische Insel“ mehr bleiben. Ganz selbstverständlich nahm sie daher an der großen Demonstration teil, mit der die Mainzer Studentenschaft nicht nur des toten Kommilitonen gedachte, sondern auch vom Staat einen gänzlich anderen Umgang mit Kritik und Protest einforderte.

Doch in dieser Großdemonstration hatte sich der Konsens der Mainzer Studenten schon erschöpft. Denn bald darauf driftete die hier alles anderes als radikale „Studentenbewegung“ auseinander, weil die einen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zwar reformieren, aber beibehalten, die anderen sie aber

Who is who ?

- SDS: "Träger gezielter Aktionen der außerparlamentarischen Opposition gegen das westdeutsche, sich vom postfaschistischen zum präfaschistischen wandelnde System des Spätkapitalismus." (Gutenbergbrief Nr. 7)
- AS: "Aktion Studentenschaft" (SEB, LSD, AStarier): Abwartende Linke, die auch den Umsturz will, jedoch meint, die Zeit der Revolution ist noch nicht gekommen. (Wahlvers., v. 11.1.68)

A K G: "ARBEITSKREIS GESELLSCHAFTSPOLITIK"

Offenes Diskussionsforum, zur Information von Studenten und ihren Vertretern. Setzt sich ein für die dringend notwendige Verwirklichung der Demokratie in Hochschule und Gesellschaft durch umfassende Reformen.

Hauptziel: Verbesserung der Studienbedingungen.

Will die Studenten ansprechen, die durch die bisherigen politischen Hochschulgruppen nicht erreicht wurden.

Programm in der Wahlzeitung des AKG.

RODS: Hochschulableger der CDU, der mit Nilpferden argumentiert. (Ring Christlich Demokratischer Studenten)

RMK: (Ring Mainzer Korporationen): "Junge Generation Deutschlands, auf der erwartungs- und hoffnungsvoll die Augen der Welt ruhen." (AZ, v. 31.12.1967, S. 23)

Information kostet Geld :

Offenlegung der Wahlkampffinanzierung des AKG:

A u s g a b e n :

| | |
|---|--------|
| Wahlzeitung | 450,-- |
| 100 "Kamel-Plakate" DIN A 3 | 50,-- |
| Matrizen, Saugpost f. 6.500 Flugblätter 6,--/1000 | 39,-- |
| persönlicher Einsatz (sparsamer geht's nicht!) | ----- |
| | 539,-- |
| | ===== |

E i n n a h m e n :

| | |
|--|--------------------------|
| Mitgliederbeiträge (Mitgliederzahl 44, davon 23 Kandidaten) | 247,-- |
| ND-Hochschulring | 30,-- |
| GV | 150,-- |
| DFSG | 25,-- |
| KSG | 100,-- |
| Erlös aus Plakatverkauf (Stück 2,--) ca. | 30,-- (noch zu haben) |
| | ----- |
| | 582,-- |
| | ===== |
| Für Information der Studentenschaft auch nach der Wahl | 43,-- |
| | ----- |

Verantwortlich für den Inhalt: stud.phil. Volkhard Hundsdoerfer,
Mainz, Allianz-Studentenwohnheim, Franz-Werfelstr. 9

akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-akg-

„überwinden“ wollten – mittels einer mehr oder minder gewalt-samen „Systemveränderung“. Während nun in Mainz die ESG (sowie die Fachschaft Evangelische Theologie) zunehmend zum Zentrum der sich als „links“ definierenden Kräfte wurde und ganz offen (und einseitig) Politik betrieb, hielt sich die KSG als solche davon formal fern, wurde aber de facto durch etliche Mit-glieder ihrer Gruppen und Arbeitskreise hochschulpolitisch aktiv. Am Programm für das Sommersemester 1968 ist dann

abzulesen, wie weit auch hier die allgemein um sich greifende Politisierung fortgeschritten war: So trugen die Gemeindeabende die Signatur ihrer Zeit, wenn über Themen wie „Kirche als gesellschaftskritische Institution – Probleme der Hochschulreform – Christentum und Revolution – Die Funktion der Studenten in der Gesellschaft – Status und Rolle der Studenten im politischen Prozeß“ gesprochen wurde.

Es blieb aber nicht beim Diskurs über den „Zeitgeist“. Vielmehr suchte die KSG, durchaus unter Mitwirkung von Pfarrer Seidel, dann doch, in die Mainzer Hochschulpolitik einzugreifen. Dies geschah im Wintersemester 1967/68 mit der Gründung eines „Arbeitskreises Gesellschaftspolitik (AKG)“. Klang das zunächst nach einer Diskussionsrunde, so ging doch die Ambition der Initiatoren darüber hinaus, denn man wollte durchaus „Politik machen“, vor allem im Studentenparlament. Das war bislang eine reine Funktionärsversammlung gewesen, artikulierte aber nun das politische Selbstverständnis der Mainzer Studentenschaft, das – wie allenthalben – zwischen den Polen ‘Reform’ und ‘Revolution’ oszillierte. Einig waren sich die mehr als 40 Mitglieder des AKG in der klaren Absage an jede Art von Gewalt. Reform war der Weg, Universität und „Gesellschaft“ der Bereich, in dem man aktiv werden wollte. Für „Verwirklichung der Demokratie in Hochschule und Gesellschaft durch umfassende Reformen“ wollte der AKG eintreten, setzte sich von „Systemveränderern“ durch die strikte Ablehnung eines jeden „radikalen Umsturzes“ ebenso ab wie von den „Hochschulablegern“ der Parteien (dem CDU-nahen RCDS oder dem noch SPD-orientierten SHB), erst recht von den konservativ-nationalen Burschenschaften. Dafür fanden sich in seinen Reihen etliche Mitglieder katholischer Verbindungen (CV und KV) sowie des ND-Hochschulrings und der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg, alles Gruppen, die zur KSG gehörten, die sich nun ihrerseits öffentlich dazu bekannte, den AKG mitzutragen und mitzufinanzieren. Zwar waren im AKG auch Nichtkatholiken, ja sogar einige Nichtchristen, doch assoziierte man ihn bald mit der KSG, in deren Programm er 1968/69 auch „offiziell“ erschien. Das brachte der Gemeinde bei den einen den (guten) Ruf ein, die Reformkräfte zu sammeln, während andere ihr vorwarfen, eine „reaktionäre Clique“ bzw. einen „Wischi-Waschi-Haufen“ zu unterstützen. Solche Angriffe erklären sich auch daraus, daß der AKG bei der Studentenparlamentswahl im Januar 1968 auf Anhieb 14 seiner

16 Kandidaten „durchbrachte“ und daher – mit dem RCDS zusammen – die studentische Exekutive bilden konnte. Von den 9 Mitgliedern des neuen AStA gehörten immerhin fünf zum AKG, und auf der Ebene der Fachschaften und Fakultäten wirkten weitere „AKGler“. Doch dieser Erfolg war zugleich die Ursache des Scheiterns: Denn allzuweit gingen bald die Meinungen in der heterogenen Gruppe auseinander, etwa wenn es um das „politische Mandat“ der Studentenschaft ging, das von einigen AKG-Mitgliedern engagiert verfochten, von anderen strikt abgelehnt wurde. Immer mehr machten sich persönliche Rivalitäten bemerkbar (zumal unter den AStA-Mitgliedern), und die Gruppe (wenn es denn je eine war) entfernte sich von der KSG, wo zudem die allgemein einsetzende Rechts-Links-Polarisierung spürbarer wurde. Der „Arbeitskreis Gesellschaftspolitik“ ist zwar noch im Programm für das Wintersemester 1968/69 zu finden, doch schon im Sommer darauf fand er sein Ende – und mit ihm der einzige Versuch der KSG, direkt in die Mainzer Hochschulpolitik einzugreifen. Einige AKGler schlugen sich politisch als „Unabhängige“ durch, andere gingen zu den parteipolitisch orientierten Gruppen. So hatte die politische Frontenbildung auch die KSG eingeholt, was freilich dem Trend in der katholischen Studentenschaft Westdeutschlands entsprach: Sofern in Gruppen organisiert, war sie nach „links“ gerückt, kaum mehr ein Reservoir für den Führungsnachwuchs von CDU und CSU. Und der allmähliche Rückzug der Verbindungen aus dem Newmanhaus (ebenso wie der spätere des RCDS) zeigt, daß auch in der Mainzer KSG die vom II. Vatikanum geförderte „Äquidistanz“ zu den (demokratischen) Parteien ebenso Spuren hinterließ wie etwa die „Politische Theologie“ mit ihrer „Option für die Armen“ und Kapitalismuskritik. Nicht zu vergessen, daß sich bei den Bundestagswahlen von 1969 erstmals Katholiken offen für die Sozialdemokraten einsetzten; im Newmanhaus lagen jetzt die Flugblätter der Wählerinitiative „Katholiken für Willy Brandt“. Als dieser dann Bundeskanzler geworden war, gab es auch hier hitzige Diskussionen darüber, ob die Christen nicht Brandts „neue Ostpolitik“ unterstützen sollten oder gar mußten. Nicht zufällig waren zudem die seit den fünfziger Jahren üblichen Gebetsstunden bzw. Messen „in Anliegen unseres geteilten Vaterlandes“ eingestellt worden. Andere politische Fragen drängten in den Vordergrund – und die Antworten darauf wurden mehr denn je ethisch-theologisch begründet, so als ob Christen bzw.

Katholiken zu einer einzigen bestimmten politischen Option verpflichtet seien. Diese Forderung wurde oft sehr viel entschiedener, sehr viel direkter aufgestellt, als das (unter umgekehrten Vorzeichen!) in der Adenauer-Ära der Fall gewesen war: Der Streit um das „politische Mandat“ hatte auch die Mainzer KSG erreicht. War dies für die eine Seite ein notwendiger Lernprozeß der Kirche, der zu ganz neuen Perspektiven führen konnte (im Sinne von „Populorum Progressio“ oder der Befreiungstheologie), so sahen andere die Religion ideologisch instrumentalisiert und sich auf eine (unerwünschte) politische Linie festgelegt; zudem fühlten sie sich ausgegrenzt, empfanden die zur gleichen Zeit als „offen“ proklamierte Gemeinde mehr und mehr als „geschlossene Gesellschaft“. So war die Katholische Hochschul-Gemeinde Mainz (wie sich die KSG nun nannte) 1970 eine gänzlich andere als zehn Jahre zuvor. Das hing sicher mit der vom Konzil in Gang gesetzten Auflösung des „katholischen Milieus“ zusammen, aber auch ganz erheblich mit der durch die Studentenrevolte bewirkten Politisierung, selbst wenn diese St. Albert und das Newmanhaus auf den ersten Blick nur gestreift hatte.

Franz Neubauer, Christian Wilhelm

Streit aushalten – Zur „Politisierung“ der Gemeinde

Interviewer:

Wie wirkte sich Ende der sechziger Jahre das Prinzip der „offenen Gemeinde“ konkret aus, wenn man das damalige gesellschaftliche Umfeld in Betracht zieht, das basisdemokratische Mitbestimmung und bewußte politische Einflußnahme einforderte?

F. Neubauer:

Hochgestimmt hatten wir uns gemeinsam – nun nicht mehr bloß Studentengemeinde – eine eigene Satzung erarbeitet für eine katholische Hochschulgemeinde. Doch die derart als brüderlich erfahrene Gemeinde wurde schnell eine streitende, wenn nicht gar eine zerstrittene Gemeinde. Wir merkten bald, wie die Mitbestimmung mündiger Christen mehr Streit zutage fördert. Strittig war schon, wie sich Gemeinde zu verstehen habe: ob sie alle

(katholisch) Getauften (an der Hochschule) einschlieÙe oder (offen für alle, doch) nur diejenigen, die sich freiwillig zu dieser Gemeinde bekennen wollten.

C. Wilhelm:

Die andere Sicht war, daß die Gemeinde sich durch bewußte Zugehörigkeit definiert: jeder, der am Gemeindeleben verbindlich teilnehmen wollte, sollte sich einbringen dürfen, d.h. die geborenen Mitglieder wie auch diejenigen, die sich aufgrund des Profils der Gemeinde zur Mitarbeit berufen fühlten. Wir verstanden es als einen ersten Versuch, auch solche Menschen anzusprechen, die dem traditionellen katholischen Milieu entfremdet waren. So wie die Kirche die Arbeiter verloren hatte, sollte sie nicht auch die Intellektuellen und Kulturschaffenden verlieren.

Interviewer:

Können Sie ein Beispiel nennen, an dem diese Auseinandersetzung deutlich wurde?

F. Neubauer:

Vor dem Hintergrund eines Generationenkonflikts zeigten Gedanken der politischen Theologie in Verbindung mit der studentischen Revolte konkrete Wirkungen. Wir hatten jedoch nicht früher dagegen protestiert, daß die Pfarrer von der Kanzel politische Parolen der Adenauerschen CDU propagierten, um nun die Thesen der politischen Linken als Votum der christlichen Gemeinde anzuerkennen; wurde doch schon mit dem Abstimmungsverfahren zugegeben, daß das Evangelium unterschiedliche politische Folgerungen zulasse und damit das Gemeindevotum nach außen nur statistisch die politischen Präferenzen der jeweiligen Gemeinde erkennen lasse. Die überstimmte Minderheit fühlte sich mißbraucht.

C. Wilhelm:

Auf der anderen Seite stand die Argumentation, daß bisher die Kirche zwar faktisch parteipolitisch gehandelt hat, aber offiziöse Kirchenmeinung nicht über einen demokratischen Diskurs entstanden ist. Gemeinde wurde verstanden als eine Plattform, auf der in den Fragen, die im Kern die Menschenwürde tangierten, eine politische Meinungsbildung erfolgen muß, die sich an den Erfahrungen der Betroffenen und an der Leitlinie des Evangeli-





ums orientiert. Die provozierende Predigt wurde nicht verstanden als eine politische Einschwörung auf die katholisch akzeptable Meinung, sondern als ein Ausgangspunkt für einen Diskurs, in dessen Verlauf Gemeinde lernt, sensibler und verantwortungsvoller auf wertrelevante politische Prozesse zu reagieren. Enttäuschend war daher weniger der Streit als die Emigration derer, die sich nicht in den Prozeß einbinden lassen wollten, aus welchen Gründen auch immer.

Interviewer:

Konnte schließlich eine Verständigung gefunden werden?

F. Neubauer:

Der Kompromiß fand sich später darin, daß jeweils nur erkennbare Gruppierungen der Gemeinde mit Berufung auf ihre vom Glauben getragene Option handelten.

Interviewer:

Wie gestaltete sich dieser Kompromiß in der so vehement diskutierten Friedensfrage?

C. Wilhelm:

Das war schon eine Nagelprobe. Es ging ja um mehr als nur um eine Raketenstationierung. Die Kirche hatte in ihrem Synodenbeschluß die Kriegsdienstverweigerung nicht nur als dem Soldatendienst ethisch gleichwertig anerkannt, sondern hatte dem waffenlosen Dienst die größere Zukunftsfähigkeit bescheinigt. Papst Paul VI. hatte den Rüstungswettlauf als ein „Verbrechen an der Menschheit“ bezeichnet. Unser Bewußtsein war bestimmt von Begriffen wie dem der „strukturellen Gewalt“ oder der „organisierten Friedlosigkeit“. Konnten wir für Misereor sammeln und

Bildlegenden zu Seite 74-75

Bilder des Gemeindelebens: Festvorbereitungen der Kinder bei I. Rupprecht 1974. ISK (Internationaler Studenten-Kreis)-Ball mit Pfr. Seidel 1965. Gemeindefeste und Sommerfest bei Schwalbachs 1980-1982. Pfarrerwechsel: Pfr. Sohns – Pfr. Guballa 1981. Geburtstagsbild zum 90. bei Pfr. Straßer (mit v.l.n.r.: Pfr. Hartmann, Herrn Reifenrath (DJK), Pfr. Straßer, Pfr. Hammerich, Herrn Massoth).

gleichzeitig einfach zulassen, daß die Intelligenz der Gesellschaft für die „potentielle“ Zerstörung eingesetzt wurde? Verteidigungsminister Apel sprach schonungslos vom „Totrüsten“ des Ostens. Es war ja die Zeit, wo in den Medien durch die „Miniaturisierung der Atomwaffen“ ihre Einsatzfähigkeit wieder hergestellt werden sollte. Für uns war klar, daß hier die Christen gefordert sind, nicht unbeteiligt am Rand dem politischen Spiel zuzuschauen, sondern klar sagen zu müssen, daß sie auf der Seite des Lebens und der Armen stehen.

F. Neubauer:

Verblüffend war aber, wie diese von einem SPD-Kanzler initiierte, von einer CDU/FDP-Koalition getragene und von einem jüdischen Friedenspreisträger gutgeheißene politische Vorhaben von manchem Gemeindeglied mit dogmatischer Gewißheit als für einen Christen schlechterdings unannehmbar und jede gegenteilige Auffassung als nicht einmal nachvollziehbar deklariert wurde. Bei zunehmender Emotionalisierung konnte ein „Bruder im Herrn“ in Bundeswehruniform gleichsam nur als Erscheinung des Leibhaftigen angesehen werden. Wer sich unter einen derartigen Rechtfertigungsdruck gestellt sah, mußte indes zugeben, daß in früheren Jahren weniger beachtete Dissidenten sich ebenso an den Rand der Kirche gedrängt sahen.

Interviewer:

Hat in dieser Situation noch ein wirklicher Glaubenskonsens bestanden, und, wenn ja, wie zeigte er sich?

F. Neubauer:

Bei aller fragwürdig gewordenen gemeinsamen Glaubenspraxis ging der tragende Grundkonsens wohl nie verloren. Wenigstens kann ich mich keiner Fürbitte erinnern (deren vorangegangene Überlegung mochte noch so anfechtbar sein), der ich mich in ihrer vorgetragenen Formulierung nicht hätte anschließen können – ein Zeichen dafür, wie wir den nicht vermeidbaren Streit miteinander im Glauben durchtragen können.

Der Konflikt der Gemeinde mit dem Bischof 1981

I.

Wie war das damals, im Jahr 1981, als unser Pfarrer Kurt Sohns vom Bischof Hermann Kardinal Volk gegen den Willen und den Widerstand der Gemeinde versetzt wurde? Wie ist das abgelaufen, und was hat sich da ereignet/bewegt?

Während ich mich anschicke, zurückzublicken und an diese Zeit zu erinnern, um diese kleine historische Skizze zu schreiben, merke ich, wie in einem Winkel meines Herzens wieder die Wut, sogar der Zorn hochkommt – nach 15 Jahren noch. Über die zugleich kaschierende und doch beinharte Vorgehensweise des Bischöflichen Ordinariats damals, über manche herablassende Behandlung oder subtile Taktiererei einiger Ordinariatsvertreter gegenüber unserer Gemeinde. Ich kann das jetzt nicht ruhig, sine ira et studio, heraufrufen. Aber ich müßte doch jetzt, nach so langer Zeit, beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Aber – das ist es – ich bin und bleibe Partei. Ich war damals auf Seiten der Gemeinde stark involviert, ich kann immer noch nicht unparteiisch sein. Und auch das muß ich offen gestehen: mein *sentire cum ecclesia*, meine Liebe zur Kirche, hat seinerzeit sozusagen einen nicht ganz einfachen Schienbeinbruch erlitten; das ist zwar verheilt, aber da der Bruch nie ordentlich eingerichtet worden ist, schmerzt eine lange Belastung auf diesem Bein auch heute noch.

Ich müßte den Auftrag zurückgeben, mich selbst wegen Befangenheit ablehnen. Aber es ist wie so oft: da findet sich sonst niemand. Also kann ich mir nur Mühe geben, ohne Zorn und fair zurückzuschauen.

II.

Wenn der Bischof einen Pfarrer versetzt, hat das, über den Kreis der unmittelbar Betroffenen hinaus, keine besondere Bedeutung, so häufig und alltäglich geschieht das. Eine Gemeinde oder ein Pfarrer, die davon viel Aufhebens machen, setzen sich bloß dem Verdacht aus, sich zu wichtig zu nehmen. Ein Pfarrer ist auswechselbar, denn die Gnade kommt durch Jesus Christus im Heiligen Geist und nicht durch diesen oder jenen Pfarrer.

Aber dieses objektive, institutionelle Kirchenverständnis war in seiner nur halbierten Richtigkeit schon Ansatz für den Konflikt. Der Bischof und das Ordinariat hielten es von vornherein für ihr gutes Recht, so einfachhin unseren Pfarrer zu versetzen. Die Gemeinde dagegen war überzeugt, daß das auf keinen Fall ohne sie und am besten mit ihrer Zustimmung geschehen könne. Der Bischof erwartete Gehorsam, die Gemeinde erwartete Einvernehmen.

1. Die Gemeinde war ihrer Struktur und Zusammensetzung nach damals wie heute zusammengehörige Einheit, eine Gemeinschaft aus Universitätsangehörigen und freiwillig Zugehörigen des Mainzer Einzugsgebietes. Seit 1979 war in der Gemeinde ein neuer Aufbruch spürbar, der dazu geführt hatte, daß sie sich bewußt als Gemeinde auf dem Weg, als Kirche unterwegs verstand und danach zu leben versuchte. Die Impulse dazu rührten vom 2. Vatikanum her, vermittelt durch die Würzburger Synode („Volk Gottes“ im Sinne von „lumen gentium“; der Beschluß „Unsere Hoffnung“ der Synode, den wir damals in „Wohnzimmereinladungen“ einen Winter lang geradezu durchgepflegt haben), auch Einflüsse aus der Basisbewegung, aus der Befreiungstheologie und von Taizé waren spürbar; vielleicht war ja auch der Antrieb des Geistes (Röm 8,14) im Spiel: eine vertiefte Gemeinschaft untereinander und mit Jesus, unserem Herrn und Bruder (Jesus auch als Bruder – welche Entdeckung!), eine unbefangene Art, aufeinander zuzugehen im geschwisterlichen Umgang und nicht mehr anonym, die entschiedenerere Wirkung des Evangeliums auf unsere alltägliche Lebenspraxis, auch die Entstehung von einigen Basisgruppen und Hauskreisen – das waren die ersten zaghaft sprossenden Wirkungen dieses Aufbruchs.

Dieser Weg der Gemeinde, Kirche unterwegs sein zu wollen, hat vielen Menschen damals neuen Mut gemacht, sich auf den Glauben, auf diese Hoffnung einzulassen. Einige hat dieser Aufbruch aber auch davon abgehalten, weiterhin zur Gemeinde, in ihre Gottesdienste zu kommen. Der stärkste Stein des Anstoßes für manche war ein Brief an den Bischof, den die Gemeinde aus Anlaß des Papstbesuches im Oktober 1980 mit deutlichen Anfragen gegenüber bestimmten römischen Direktiven geschrieben hat und der wohl von einer Mehrheit der Gottesdienstgemeinde unterzeichnet und getragen wurde. Daß der Pfarrer damals die-

sen Weg entscheidend mit gebahnt und mit ermöglicht hat, war der Gemeinde dankbar bewußt.

2. Am 30.6.1981 – das Semester war gerade zu Ende und die großen Ferien waren angebrochen – wurde Pfarrer Sohns von Prälat Seidel (Referent für Hochschuleelsorge 1975-1987) zu einem Gespräch gebeten, das seine schnelle Versetzung wegen einer Reihe von inhaltlichen Bedenken gegen die Arbeit von Pfarrer und Gemeinde zum Gegenstand hatte. Der Gemeinderat und der Pfarrer wandten sich an den Bischof Kardinal Volk mit der Bitte, jetzt keine Versetzung zu planen, weil sie eine wichtige Phase des Gemeindelebens stören würde. Zudem wurde um ein Gespräch nach den Semesterferien gebeten (6.7.). Am 9.7. erscheint ein Sonder-FORUM mit dem Brief vom 6.7. Am 10.7. fand ein Gespräch zwischen Generalvikar Luley und Prälat Seidel auf der einen Seite, Pfarrer Sohns und auf dessen Drängen als Vertreter der Gemeinde Dr. Braun auf der anderen Seite statt. Die Versetzung scheint beschlossene Sache. Wieder werden inhaltliche Vorwürfe gegen die Gemeinde und den Pfarrer erhoben, außerdem kommt der Zeitfaktor ins Spiel: 13 Jahre Amtszeit. Nachdem die Gemeinde informiert ist, finden „Montags-treffen“ der Gemeinde den Sommer über statt. Das erste Resultat ist ein Brief der Gemeinde an den Bischof, der ca. 300 Unterschriften trägt; am 25.7. wurde er dem Bischof übergeben. Tags darauf fand dann ein Gespräch zwischen dem Bischof und dem Pfarrer Sohns statt: inhaltliche Bedenken gegen das Gemeindekonzept! Während des Sommers schrieben weit über 100 Gemeindeglieder persönliche Briefe an den Bischof. Alle werden mit einem kurzen GV-Schemabrief beantwortet. Im Herbst kam es dann zu zwei großen Gesprächsrunden des Bischofs und seiner Mitarbeiter mit dem Pfarrer, Gemeinderatsmitgliedern und anderen ausgewählten Gemeindevertretern. Nach dem ersten Gespräch am 29.9. sah es für die Gemeinde so aus, als könnte die Versetzung aufgeschoben werden. Obwohl das Gespräch drei Stunden hart und in einer angespannten Atmosphäre verlief, war der Bischof am Ende bei der Aussage, bei der Zusage: die Entscheidung ist noch nicht gefallen. Aber am 14.10. wurde dem Pfarrer in einem Gespräch mit dem Bischof und dem Generalvikar die Versetzung zum 31.12.81 verkündet. Im zweiten großen Gespräch am 5.11. bleibt es bei der Versetzungsabsicht. Am 27.11. schließlich hat der Bischof die Versetzung mit Wirkung zum 15.2.82 angeordnet.

3. Die Gemeinde und der Pfarrer haben dagegen protestiert und sind an die Öffentlichkeit gegangen. Vor dem Bischöflichen Ordinariat wurde eine Mahnwache aufgestellt und Flugblätter an die Ordinariatsleute verteilt. Im Dezember 1981 erschien ein Sonder-FORUM mit einer Dokumentation der Vorgänge von 80 Seiten. Rundfunk und Fernsehen haben kurz über den Konflikt berichtet.

III.

Der Bischof hat sich diese Entscheidung nicht leicht gemacht. Er hat wohl lange mit sich gerungen, wie er handeln soll.

1. Der Bischof hielt das Kirchenverständnis dieser Gemeinde für ergänzungsbedürftig. Er sah, theologisch und pastoral, ein verkürztes Kirchenverständnis am Werk und wollte diese Gemeinde, ihren Pfarrer und ihren Weg korrigieren. Das einzig erfolgversprechende Mittel war ihm dafür die Versetzung von Pfarrer Sohns und die Entsendung eines neuen Pfarrers. Des Bischofs Vorgaben für das der Gemeinde mangelnde Stück an Kirchenverständnis lassen sich vielleicht in einer positiven und in einer negativen Bestimmung sagen:

- a) Der Gemeinde fehlt ein Verständnis der Kirche als Mysterium; die unsichtbare, gnadenhafte Gestalt der Kirche wird nicht ernst genommen.
- b) Die Gemeinde hat eine Art, sich als „Kirche von unten“ zu verstehen, mit der eine nicht zulässige Scheidung in die Kirche hineingetragen wird, weil dann Papst und Bischöfe eine „Kirche von oben“ wären. Der Bischof wollte durch die Versetzung erreichen, daß die Gemeinde die Dimension der Kirche als Mysterium hinzugewinnt und das Selbstverständnis einer Kirche von unten aufgibt.

2. Dem Generalvikar waren zwei andere Gründe für die Versetzung maßgeblich, die ineinandergreifen: 13 Jahre für einen Studentenpfarrer in dieser schwierigen kategorialen Seelsorge sind mehr als genug. Außerdem muß die Pfarrei St. Paul in Offenbach besetzt werden, eine wichtige Pfarrei, die niemand unbesetzt lassen kann. Deswegen muß jetzt versetzt werden.

3. Für Prälat Seidel waren zunächst drei Einwände gegen die Gemeinde maßgeblich, die später von einem vierten überholt wurden, als der Bischof den ersten nicht aufnahm und den zweiten bis in die Mitte seines, des Bischofs, Kirchenverständnisses verlängerte. Die Einwände waren, Pfarrer und Gemeinde seien

zu politisch, zu kirchenkritisch und zu wenig in der Universität präsent. In einem ZDF-Interview hat Prälat Seidel am 13.12.1981 den die Gemeinde am schwersten treffenden Vorwurf vorgebracht: Er hat das Wort des Bischofs, die Gemeinde sei ergänzungsbedürftig, so interpretiert: „... damit also die unverkürzte Botschaft Jesu Christi verkündet wird.“

IV.

1. Die Gemeinde hat sich von Anfang an nicht gegen eine Versetzung überhaupt, sondern gegen den Zeitpunkt – die rasche und schnelle Versetzungsabsicht – und gegen die Form – über die Gemeinde hinweg und nicht mit ihr – gewehrt.

a) Die Versetzung träfe die Gemeinde in einer Phase am Anfang eines Weges. So viel Leben, so viel Mündigkeit, so viel Standfestigkeit sei in ihrer Betreutenmentalität noch nicht gewachsen und entstanden, dieser Prozeß benötige mehr Zeit. Ein Pfarrerwechsel jetzt in dieser Anfangsphase, brachte die Gemeinde vor, berge die Gefahr, daß dieser Prozeß gestört oder gar zerstört werde. Deswegen hat sie den Bischof gebeten, ihr den Pfarrer noch zwei, drei Jahre zu lassen.

b) Die Gemeinde war davon überzeugt, daß sie in ihrem Verständnis von der Kirche als Volk Gottes schon bis dahin gekommen sei, von ihrem Bischof zuerst dialogische Formen des Umgangs erwarten zu dürfen, auch wenn das Kirchenrecht die Konstitution „*lumen gentium*“ des II. Vatikanums, die von einer „wahren Gleichheit aller Gläubigen in ihrer gemeinsamen Würde“ spricht (LG 32), noch nicht eingeholt hat und Versetzungen über die Gemeinde hinweg noch zuläßt.

2. In der Versetzungsentscheidung sah die Gemeinde inhaltlich jedenfalls auch eine beabsichtigte Kurskorrektur und eine Maßregelung ihres Weges. Daß der Bischof eine Auswechslung des Pfarrers für die notwendige und beste Lösung hielt, hat die Gemeinde tief getroffen. Die Gemeinde hatte kaum Schwierigkeiten damit, Fehler und Defizite einzugestehen. Aber sie war auch davon überzeugt, daß ihr Anspruch nicht nur erlaubt, sondern trotz der Fehler und Mängel für die Kirche nötig ist. Diese Gemeinde und ihr Pfarrer wollten „dazu beitragen, daß für die Suchenden und die Liebenden die Kirche mehr zu einem Raum der Hoffnung wird.“ (Kurt Sohns). Ein solcher gemeinsamer Weg, sich auf die Kraft des Evangeliums unabgeschwächt einzulassen, im Gottesdienst und in der Lebenspraxis, kann nicht ille-

gitim sein; die Erfahrungen einer offenen, unverzweckten Bruder- und Schwesterliebe jenseits von Sympathie und Antipathie, die Freuden einer weder materiell noch intellektuell allein erzeugbaren Gemeinsamkeit im „Bleiben in der Liebe“ (Joh 15,9), die spürbaren Verheißungen eines „Lebens in Fülle“ (Joh 10,10) sind so bitter nötig, daß Gemeinde Jesu Christi diesen nicht leichten, aber in die „Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm 8,15) führenden Weg auch suchen und einschlagen darf.

Viele suchende Menschen brachten sich in dieser Gemeinde damals mit ehrlichem Herzen ein, gingen auf diesem Weg. Er war keine ausgebaute Straße; es mußte ihn nicht jeder gehen. Aber in einer Großstadt mußte es ihn eigentlich geben dürfen. Die Pluralität der Formen gilt doch nicht nur in der Weltkirche. Im Hause unseres „Vaters sind viele Wohnungen.“ (Joh 14,2)

3. Ihren Protest gegen die sich anbahnende Entscheidung des Bischofs hielten Pfarrer und Gemeinde damals nicht für einen Akt des Ungehorsams, sondern für eine zudringliche Art des Bittens, bis die Entscheidung wirksam ist. Solange sie noch zurückgenommen werden konnte, ist diese Aufdringlichkeit nicht erlahmt. Christen werden ihren Bischof noch so bitten dürfen, wie Jesus uns lehrt, daß wir den Vater bitten sollen. Bis zur „anaideia“ (Lk 11,8) darf das gehen – „Zudringlichkeit“ ist eine ziemlich zahme Übersetzung dafür. Außerdem, ebenso wichtig wie der Gehorsam ist „ein anderes Schlüsselwort der Offenbarung, Parrhesie, der Freimut der Rede“ (Hans Urs von Balthasar). Der Bischof, das Bischöfliche Ordinariat, sie haben uns damals den Kurt Sohns genommen, ohne Aufschub und hart. Dann haben sie uns den Werner Guballa gegeben, seines Zeichens Germaniker und römischer Doktor. Sie haben sich aber verrechnet, es hat fast nichts genützt. Vereinfacht und indirekt gesagt: Während Kurt Sohns viel von seinem Lehrer Karl Rahner gelernt hatte, war Werner Guballa von seinem damaligen Professor Carlo M. Martini stark geprägt (Exeget an der Gregoriana, später und jetzt Kardinal von Mailand, ein großer geistlicher Schriftsteller). Das heißt: es ging auf dem Weg der Gemeinde weiter.

Mein Leib- und Magenphilosoph G.W.F. Hegel hatte es (in der „Phänomenologie des Geistes“) mit der List der Vernunft. Ich sehe, bis heute, (– ich halte es mit dem Heiligen Geist –) in diesem Pfarrerwechsel eine List des Heiligen Geistes.



Diakonische Gemeinde

Edda Gerhart, Monika Tix, Kai Köster

Leben im Katholischen Studentenwohnheim oder was Sie schon immer über das Newmanhaus wissen wollten

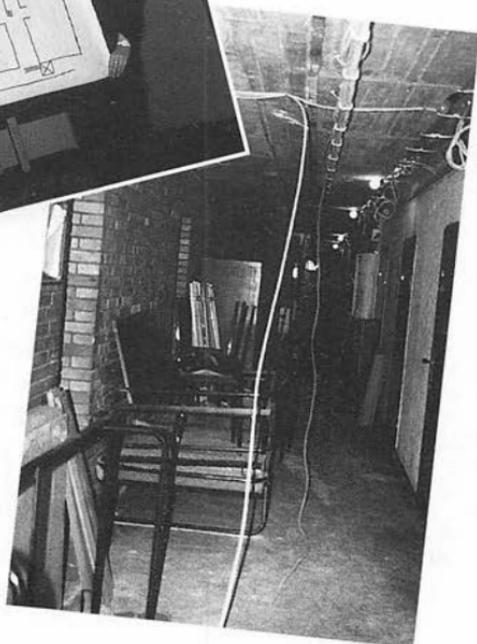
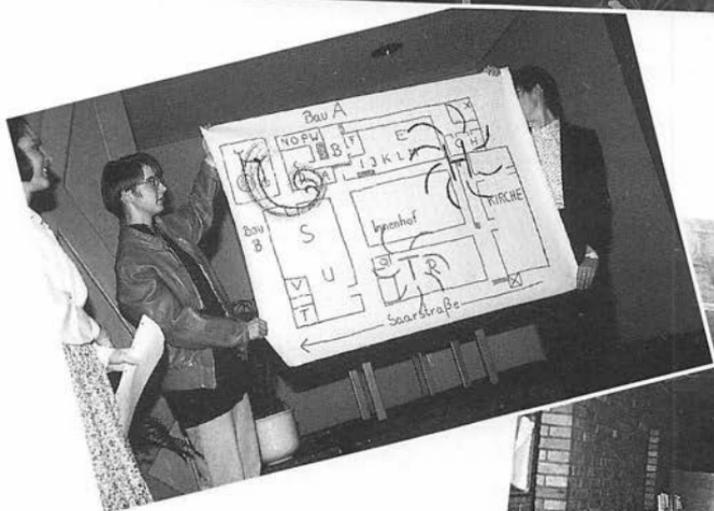
Obligatorische Frage: „Wo wohnst du?“ – Die ebenso obligatorische Antwort (begleitet von einem unschuldigen Lächeln): „Im katholischen Studentenwohnheim.“ Die Gesichtszüge meines Gegenübers entgleisen und ich weiß genau, was er jetzt denkt: „im Nonnenbunker!“

Nun ja, meine lieben Leserinnen und Leser...

Was ist denn nun eigentlich die KHG?? – Wie lebt es sich im „Nonnenbunker“?? Da Sie es offensichtlich noch nicht wissen, wollen wir Ihnen nun einen kleinen Einblick in das Leben in unserem Heim geben:

Entgegen allen Erwartungen ist das Newmanhaus keineswegs eine uniforme Anstalt, die nur strenggläubige Katholiken enthält. Oh nein, vielmehr beherbergt das Newmanhaus ein bunt zusammengewürfeltes Gemisch an Menschen. Ein schlagkräftiger Beweis für das fortschrittliche Denken in unserem Haus ist die sogenannte „doppelte Quotenregelung“: Auf jedem der sechs Flure wohnen je 50% Ausländer und Deutsche sowie je 50% Männer und Frauen. Von weiß bis schwarz und von gelb bis rot sind Menschen aus aller Herren und Damen Länder hier zu finden. Verständlich ist daher auch die Religionsvielfalt: Moslems, BuddhistInnen, ProtestantInnen, KatholikInnen, ja sogar AtheistInnen teilen im Schatten des Kreuzes den Lebensraum. Für viele, die das Newmanhaus (noch) nicht so gut kennen, klingt es eher abschreckend, daß man hier das erste Semester zusammen mit einer/einem anderen neuen Heimbewohnerin oder Heimbewohner in einem Doppelzimmer verbringt. Für die meisten wird aber gerade dies zu einer guten Erfahrung, und sie erinnern sich später gerne daran.

So sind auch unsere vielen Unternehmungen, Flur- und Heimfeste durch das Zusammenkommen verschiedener Kulturen und Geschlechter geprägt. Als „special highlights“ sind beispielsweise



Mit Pfr. Guballa: Manfred Naetscher, seit Mitte der Siebziger Jahre Heimleiter.
– Wetterbericht beim Heimfest: Tief im Flachbau, Hochstimmung beim Heimleiter, Wirbelwind in Pfarrers Büro. – Bauarbeiten: Grundsanierung 1986

die regelmäßig stattfindenden Heimausflüge hervorzuheben. So führen diese uns saarstraßengeplagte Studis in die tiefste Wildnis, wo wir uns bei „panem et circenses“ mal so richtig austoben können. Oder unsere Fastnachtsfeten, auf denen sich je nach Thema Quallen, Hexen oder auch schon mal die Titanic und ihr Eisberg tummeln.

Alle diese Aktivitäten werden weitgehend von uns Studis selbst organisiert.

Wer sich abends noch etwas entspannen möchte, kann dies bei einem guten Glas Wein (ausgesucht nach dem fachmännischen Rat des Herrn Dr. Richard Hartmann) in unserer hauseigenen Bar, der „Oase“, tun.

Wem das Newmanhaus immer noch unheimlich erscheinen sollte, der sollte sich am besten selbst überzeugen und einfach mal vorbeischaun. Das gilt natürlich auch für die, die wir jetzt neugierig gemacht haben.

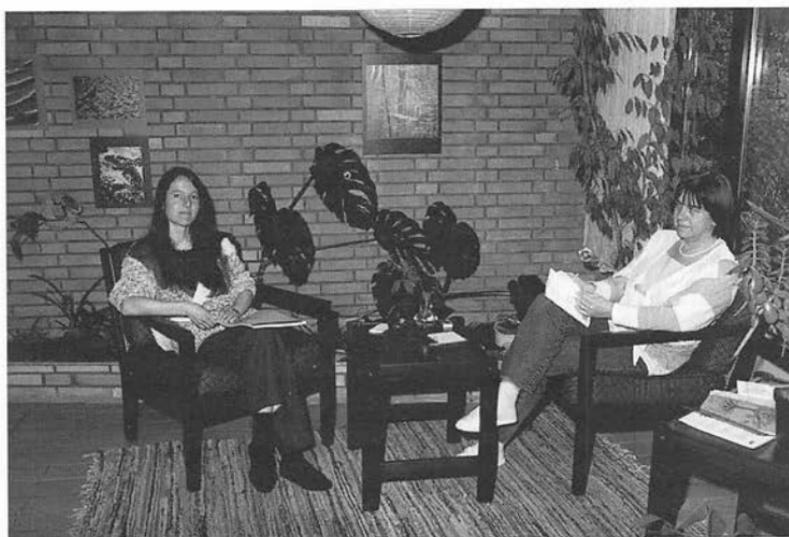
P.S.: Aufnahmeanträge für unser Wohnheim können in der Pforte der KHG abgeholt werden.

Birgitt Dahlem, Anne Kaiser

Die psychologische Beratungsstelle

Die psychologische Beratungsstelle befindet sich seit 11 Jahren in der KHG. Hier arbeiten zwei Psychologinnen mit je einer halben Stelle. Ein Großteil der Arbeit besteht aus Einzel- und Paarberatungen. Die Anzahl der Ratsuchenden steigerte sich in den letzten Jahren deutlich. Überwiegend kommen Studierende im Alter zwischen 19 und 35 Jahren. Die Beratungsanlässe sind vielfältig. Häufig vertreten sind Beziehungsprobleme mit Eltern oder Partnern. Die Ablösung von Eltern kann schwierig sein, besonders dann, wenn ein Elternteil körperlich oder psychisch krank oder alkoholabhängig ist. Beim Versuch der Ablösung können bei den erwachsenen Kindern u. a. starke Ängste, Schuldgefühle, psychosomatische Beschwerden oder depressive Verstimmungen auftreten.

Bei Beziehungskonflikten zwischen Partnerinnen und Partnern geht es oft um Kommunikationsprobleme, Bindungs- und Verlustängste, Sexualität, Verarbeitung von Trennungen.



Birgitt Dablem und Anne Kaiser in der Beratungsstelle

Weitere häufige Beratungsanlässe sind diffuse oder spezifische Ängste, Kontaktschwierigkeiten, Leistungsstörungen, Depressionen. Überfüllte Studiengänge, Anonymität und Konkurrenzkampf an der Universität, finanzielle Schwierigkeiten und mangelnde Berufschancen belasten oft zusätzlich. Immer häufiger kommen Ratsuchende, die gleichzeitig Probleme in allen relevanten Lebensbereichen haben (z. B. Konflikte mit Eltern, Probleme im Studium, Kontaktschwierigkeiten, finanzielle Sorgen, depressive Verstimmungen). Diese Schwierigkeiten bedingen und verstärken sich gegenseitig, so daß es für die Betroffenen immer schwieriger wird, mit dem Leben zurechtzukommen.

Manchmal genügen wenige Beratungsgespräche, manchmal ist längere therapeutische Arbeit notwendig, um eine schwierige Situation bewältigen zu können. Bei Bedarf helfen wir auch bei der Suche nach weiteren Unterstützungsmöglichkeiten (z.B. Therapieplätze, Selbsthilfegruppen).

Neben der Einzelberatung bieten wir in jedem Semester auch Gruppen mit wechselnden Themen an wie Entspannungstraining, themenorientierte Gruppen (z. B. Prüfungsvorbereitung) oder mehr therapeutisch orientierte Gruppen.

Wichtig ist uns auch die Zusammenarbeit mit den Theologen und Theologinnen der KHG z. B. bei der Gestaltung von Besin-

nungstagen, Exerzitien, Studientagen und der monatliche Austausch im gemeinsamen Team. Es ist nicht selbstverständlich, daß eine psychologische Beratungsstelle und eine Pfarrgemeinde so eng zusammenarbeiten. Wir erleben immer wieder bei Kolleginnen und Kollegen anderer Caritas-Beratungsstellen, wie schwierig es ist, Wege zueinander zu finden. Wir schätzen es sehr, daß in der KHG sowohl durch die räumliche Nähe von Beratungsstelle und Gemeinde als auch durch die Offenheit von Hauptamtlichen und Gemeindemitgliedern diese fruchtbare Zusammenarbeit möglich ist.

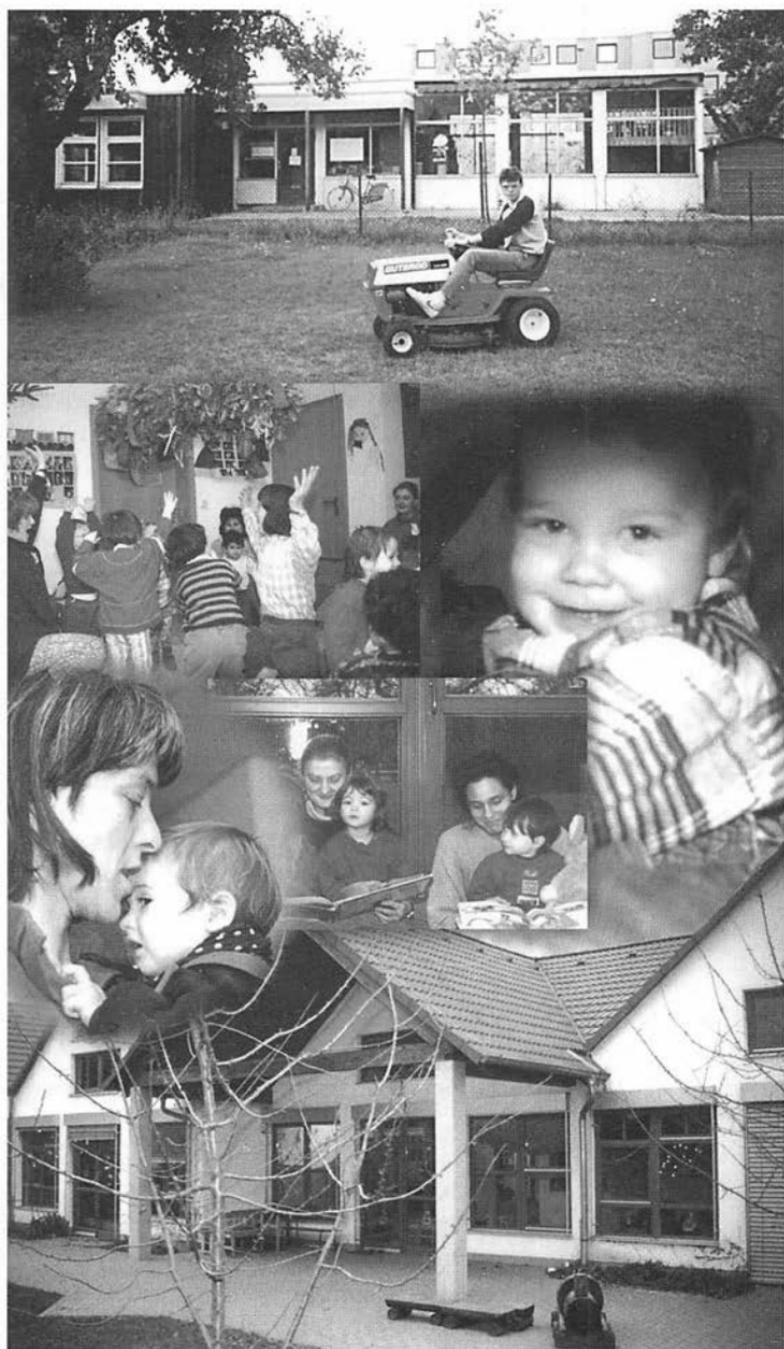
Die Kinderkrippe in der KHG

Johanna von der Linden

Drei Jahre Mitarbeit im Elterninitiativ-Kindergarten

Für junge studierende Eltern war es schon immer problematisch, eine geeignete Betreuung für ihre kleinen Kinder zu finden. Ich war Anfang 1980 mit dieser Situation konfrontiert. Als werdende Mutter erfuhr ich in einer Schwangerengruppe der Pro Familia von der Existenz der KHG-Elterninitiative und meldete mein Kind bereits vor der Geburt an. Erfreulicherweise bekam ich von der damaligen erfahrenen Erzieherin und der verständnisvollen Elternschaft sogleich eine Zusage, was für mich als Alleinerziehende besonders wichtig war und mir ermöglichte, mein Studium weiterzuführen. Meine Tochter Anna Katharina wurde schon im Alter von sechs Wochen täglich für wenige Stunden in dem Elterninitiativ-Kindergarten betreut, so daß ich einige Vorlesungen und Seminare besuchen konnte. Ich arbeitete einmal wöchentlich in der Babygruppe mit und wurde bald in den Vorstand gewählt.

Im Kindergarten der Katholischen Hochschulgemeinde gab es eine Gruppe für Säuglinge und Kleinstkinder (1-8 Monate) und eine Kleinkindgruppe (18 Monate – 3 Jahre). Die erste Gruppe (6-7 Kinder) wurde von einer Praktikantin und einem Elternteil betreut, die zweite Gruppe (13-14 Kinder) wurde von einer Erzieherin, einer Praktikantin und zwei Eltern betreut.



Kinderkrippe alt und neu. Auf dem Rasentraktor Eduard Fritzler.

Die Elternaufsicht in den beiden Gruppen bestand darin, die Kinder pflegerisch zu betreuen und ihnen altersgemäße Spielangebote zu machen. Diese Spielangebote waren ein Ergebnis pädagogischer Reflexionen von Eltern, Erzieherinnen und Praktikantinnen, die im Rahmen der konzeptionellen Arbeit entwickelt wurden. Weitere pädagogische Ziele waren: Erziehung zur Selbständigkeit, Förderung der Gruppenfähigkeit und Förderung zur Konfliktregulation. Ein anderes Anliegen war die Diskussion und Bewertung eigener Erziehungsaktivitäten in den jeweiligen Kindergruppen.

In der Zeit von Mai 1980 bis Juli 1983 besuchte meine Tochter den Kindergarten regelmäßig und gerne. Sie entwickelte sich in dieser Zeit zu einem aufgeschlossenen, fröhlichen Mädchen, das sich auch als Einzelkind in der Gruppe zu integrieren und zu behaupten wußte, was ihr bis heute in der Familie, in der Schule und in ihrem weiteren sozialen Umfeld zugute kommt.

In jener Zeit entstanden freundschaftliche Beziehungen zwischen Kindern, Eltern und Praktikantinnen, die zum Teil bis heute bestehen. Mir als Mutter bot der Austausch mit den anderen Eltern und Erzieherinnen einen guten Rückhalt in einer schwierigen Zeit.

Die praktische Mitarbeit und die Reflexion an den regelmäßig stattfindenden Elternabenden waren nicht immer konfliktfrei – zumal Eltern (oft angehende PädagogInnen), Erzieherinnen und Praktikantinnen durchaus verschiedene Perspektiven hatten und unterschiedliche pädagogische Ansätze vertraten – doch insgesamt fruchtbar.

Unsere anfangs elternbestimmte Arbeit erfuhr einen deutlichen Einschnitt, als eine Erzieherin ihre Dissonanzen mit etlichen Eltern dem Hochschulpfarrer vortrug. Daraufhin wurde ein Mitglied des Pfarrgemeinderates beauftragt, sich an den konzeptionellen, erzieherischen und personellen Entscheidungen zu beteiligen.

Parallel zu diesem Ereignis zeigte sich eine veränderte Einstellung bei den neu hinzukommenden Eltern. Der Schwerpunkt verlagerte sich von der selbstbestimmten Elternarbeit, die ein hohes Maß an Engagement und Verantwortung verlangte, zu einer strukturierteren und zeitlich erweiterten Betreuung der Kinder. Der Anteil des persönlichen Einsatzes für die Belange des Kindergartens reduzierte sich. Bereits 1983 zeichnete sich eine Entwicklung von der Elterninitiative zur Regeleinrichtung ab.

Erfahrungen mit der Elterninitiative

Anfang 1984 fand eine Umstrukturierung der KHG – Elterninitiative statt. Viele neue Eltern kamen hinzu, gleichzeitig wurden die Stellen der Erzieherin und die der beiden Praktikantinnen neu besetzt. Eine neue Gruppendynamik entwickelte sich, bestimmt von intensiver Elternarbeit und geprägt von zahlreichen Diskussionen, deren Inhalte nicht nur organisatorische Absprachen betrafen; sondern vor allem der Zielsetzung eines pädagogischen Konzeptes dienen sollten: Personaldebatten oder die Aufnahme neuer Eltern erforderten viel Engagement und machten – im Gegensatz zur Praxis in Regeleinrichtungen – intensive Gespräche der Eltern, insbesondere des Elternvorstandes, notwendig, um zu einer Einigung zu gelangen und Entscheidungen zu treffen, die möglichst vielen Mitgliedern der Gruppe gerecht wurden.

Durch das hohe Maß an Selbstbestimmung einerseits, und die finanzielle Unterstützung durch den Träger andererseits konnten einige Projekte in Eigenarbeit, z. B. ein neuer großer Sandkasten, durchgeführt werden. In besonderer Erinnerung blieb die neue Holzempore mit breiten Stufen, Sichtfenstern und Gittern, die viel Platz zum Klettern und Spielen bot.

Auch wenn die Elternbeteiligung dadurch zeitweilig sehr arbeitsintensiv und nicht immer bequem war, so hätte eine Regeleinrichtung, in der die Elternarbeit auf ein Minimum beschränkt ist, doch für viele Eltern keine Alternative dargestellt.

Der Dialog mit den hauptamtlichen Betreuern und das Wissen um eine weitreichend selbstbestimmte Betreuung der Kinder motivierten viele zur Beteiligung. Außerdem schufen gerade der Arbeitseinsatz und die vielen Diskussionen und Auseinandersetzungen intensive, lang anhaltende Freundschaften innerhalb der Elternschaft. In der Zeit von 1984 bis Juli 1991 besuchten zwei meiner vier Kinder die KHG-Krabbelstube, bevor sie, jetzt im Kindergartenalter, zu Regeleinrichtungen überwechselten. Dadurch hatte ich nicht nur die Möglichkeit, mein Studium fortzuführen und zu beenden, sondern auch den Kontakt zu Eltern, die sich in einer ähnlichen Situation wie ich befanden. 1991 war nicht nur unsere Zeit in der Krabbelstube zu Ende, es wurden auch die Baumaßnahmen begonnen, durch die der

inzwischen wohlbekannte Neubau unsere KHG-„Krabbelbaracke“ ersetzt hat. Auch dies war sicherlich wieder ein Einschnitt für mich, der ich aus der Einrichtung ausschied, mit gemischten Gefühlen betrachtet, insgesamt jedoch sicherlich ein erneuter Aufbruch.

Elke Riebel

Kinderkrippe 1992 bis jetzt

Im Mai 1992 wurde die heutige Neubau-Kinderkrippe KHG eingeweiht. Mit diesem Schritt vollzog sich ein großer Wandel. In den neuen Räumen, die zu 2/3 von der Stadt finanziert wurden, finden seitdem drei Gruppen mit jeweils acht bis zehn Kindern Platz zum Spielen und Toben. Von einer „Elterninitiative“ entwickelte es sich zu einer „Mischeinrichtung“, d.h. es wurde mehr Personal eingestellt (sowohl eine Leiterin, drei Erzieherinnen / Praktikantinnen, auch Wirtschafts- und Reinigungskräfte), und aus der Elterninitiative ist eine Elternmitarbeit geworden. Somit besteht auch für auswärtige Studierende die Chance, ihr Kind in unserer Kinderkrippe weiterhin betreuen zu lassen. Dieser richtige Entwicklungsschritt verlangt von Eltern wie Erziehern ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen und gegenseitiges Respektieren für bestimmte Handlungsabläufe. Die Erzieher sind ständig bemüht, beide Seiten in ihre Arbeit zu integrieren, bekommen leider ständig schwere Steine in den Weg gelegt, was die Arbeit erheblich erschwert und Wichtiges in den Hintergrund rückt.

Ich hoffe, daß ein gegenseitiges Verständnis erreicht werden kann und Eltern nicht nur sich und ihr Kind sehen, sondern auch aufgeschlossen genug sind, Personal und Träger der Einrichtung in ihre Sichtweise mit einbeziehen zu können. Nur so können wir zu einer Gemeinsamkeit gelangen, die für alle von Vorteil ist.

Mit diesen Gedanken und der Hoffnung auf eine sichtbare und harmonische Zusammenarbeit wünsche ich allen, die in unserer Einrichtung sind und waren, alles Gute auf unserem gemeinsamen Weg mit den Kindern.

Ein Ausländer erinnert sich

Es ist mir nicht möglich, auf den internationalen Kulturaustausch zurückzuschauen, wie er über 50 Jahre des Bestehens der Katholischen Hochschulgemeinde hinweg stattfindet. Was im folgenden dargestellt wird, ist nur ein Tropfen, es ist vielmehr eine Rückbesinnung über die Erfahrungen ausländischer Studierender zu meiner Studienzeit in Mainz. Es geht um die Wahrnehmung der KHG durch diese Kategorie von Studierenden: die KHG als Studentenwohnheim, als Ort der Sozialberatung, als Gemeinde der Christen und als Ort der internationalen Begegnung.

Für viele ausländische Studierende, die an der Mainzer Universität studieren, ist das Newmanhaus ein sehr beliebtes Studentenwohnheim. Es befindet sich am Haupteingang der Universität, und man kann von dort aus das Stadtzentrum auch zu Fuß erreichen. Die Nähe von Stadt und Universität bedeutet Geld sparen. Ausländische Studierende verschiedener Herkunft und Religionsgemeinschaften haben auch hier die Möglichkeit, in Ruhe zu lernen und Hilfe bei Sprachschwierigkeiten zu finden.



Internationale Besetzung beim Heimausflug

Nach zwei Semestern Aufenthalt im Newmanhaus machen die Sprachkenntnisse durch das intensive Miteinander-Leben erhebliche Fortschritte. In der Mensa und in der Cafeteria haben ausländische Studierende andere Räume für interessante Begegnungen. Diejenigen, die Gäste empfangen, haben oft eine spontane Lösung für die Unterbringung. Die Leitung des Hauses bemüht sich, bei der Verlängerung des Mietvertrages in jedem Fall nach menschlichem Vermögen zu beraten. Diese Atmosphäre im Hause ermöglicht nicht nur das Wohlbefinden der Gaststudenten, sondern sie bedingt auch ihr Bild von der Stadt Mainz und dem Gastland.

Die Katholische Hochschulgemeinde ist auch ein Ort der Sozialberatung. Es handelt sich hier nicht mehr um zimmermietende ausländische Studierende, sondern um solche, die Hilfe fürs Überleben im Gastland suchen. Die Verantwortlichen dieses Bereichs der Gemeinde – ich habe noch den Einsatz von Paul-Heinz Steffgen und Martina Pentz in Erinnerung – sind mit Menschen in der Not konfrontiert, die manchmal bereit sind, auch zum Schimpfwort oder zur List zu greifen, um Hilfe zu bekommen. Da die Gemeinde katholisch ist, so glaubt man leicht, müsse dem Hilfesuchenden jedesmal geholfen werden. Jede Art von Überlegung, daß es auch deutsche und andere ausländische Kommilitonen gebe, die auch Hilfe bräuchten, oder daß die Mittel begrenzt seien, wird manchmal als ein Zeichen des schlechten Willens wahrgenommen. Zum Glück gibt es neben Fehlverhalten auch viel Verständnis. Die Sozialberatung stellt auch eine Bildungsmöglichkeit dar: Hilfe zur Selbsthilfe. Diejenigen, die Hilfe bei der Arbeit im Wohnheim oder in der Kirche leisten, werden besonders gefördert. Die meisten Hilfsempfänger wissen zu schätzen, wie sie bei Geldnot oder Problemen mit der Behörde von der KHG mit Engagement unterstützt werden.

Die Katholische Hochschulgemeinde ist eine Gemeinschaft der katholischen Christen. Hier haben die katholischen ausländischen Christen einen breiten Raum für ihre Entfaltung. Als Gemeinde an der Universität bemerken die ausländischen Studenten im Laufe ihres Aufenthaltes in Mainz, wie mobil und dynamisch diese Gemeinde ist. Die Mobilität bietet eine Chance der ständigen Erneuerung der Gemeinde. Die Dynamik der Gemeinde läßt sich durch die Freiheit und die Kreativität in der Gestaltung des Gottesdienstes erkennen. Ich denke besonders an eine Osternacht in der wir die Toten am Mainzer Hauptfriedhof

MAINZER RHEIN-ZEITUNG Nr. 146 - Dienstag, 27. Juni 1995



Kontinuierlich stieg die gute Stimmung unter den Festgästen im Forum vor der Neuen Mensa. Dazu bei-
trug der Auftritt des afrikanischen Chores der KHG. Foto: Bernd EBLING

Ein Sommerfest zum Mitmachen Gelungene Feier der Katholischen Hochschulgemeinde

MAINZ. AHA. Ein ganz gewöhnliches Gemeindefest in einer katholischen Pfarrgemeinde? Das war das Sommerfest der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) sicherlich nicht. Denn statt Basar und Kindervorführungen gab's rockige, aber auch nachdenklich stimmende Musik, viele Attraktionen und vor allem gute Laune. Fingerschnippend und klatschend lief auch Hochschulpfarrer Dr. Richard Hartmann durch das Forum vor der Neuen Mensa. Gut gelaunt genoss der Geistliche, was die Mitglieder vorbereitet hatten. „Eine Gemeinde wie die unsere, in der aus einem weiten Umkreis mehr als 600 Leute wöchentlich in den Gottesdienst kommen, die lebt

einfach vom Mitmachen. Und dieses Fest ist der beste Beweis, daß hier wirklich mitgemacht wird“, betonte Hartmann.

Der KHG-Chor, der Singkreis „Klangfarben“, die Albertus-Musical-Band, der afrikanische Chor der KHG und die Popband „Kreuz und Quer“ - sie alle sind aus dem Umfeld der KHG hervorgegangen. Und jeder trug dazu bei, daß die Stimmung des Sommerfestes kontinuierlich stieg. Kaum einer saß auf den Stufen des Hofrondells, der bei den fetzigen Rhythmen nicht mit den Füßen wippte, mit dem Kopf nickte oder den Takt mitklatschte. Aber auch die nachdenklicheren Beiträge, wie die Texte des Liedermachers Gerhard

Schöne, wurden begeistert aufgenommen.

Zum Familiengottesdienst am Vormittag waren bereits über 400 Leute gekommen. „So voll war unsere Kirche schon lange nicht mehr“, erzählte Hartmann. Im Anschluß gab's im Rondell vor der Mensa Gegrilltes sowie Kaffee und Kuchen. Der Pfarrer rührte am Rande die Werbetrommel für eine Kollekte der besonderen Art: eine Spardose in Form von Orgelpfeifen symbolisierte, wofür das Geld verwendet werden soll. Die Orgel der KHG-Kirche muß für insgesamt 67 000 Mark saniert werden. Viel Geld, aber Hartmann ist optimistisch: „Gemeinsam schaffen wir das.“

besucht hatten. Es war ein neues Erlebnis für mich. Die deutschen Mitchristen wollen nicht nur für die armen Katholiken in der Dritten Welt beten und Geld sammeln, sondern sie möchten auch Partnerschaft in der Kirche erleben, indem die ausländischen Studenten durch mehr Verbindlichkeit und Engagement ihre Erfahrungen als Christen in die Gemeinde mitbringen und die Gottesdienste mitgestalten. Man kann die Freude spüren, jedesmal wenn der afrikanische Chor singt oder wenn Lieder aus

Lateinamerika die Stimmung im Gottesdienst steigern. In der Gemeinde können ausländische Studierende dauerhafte und persönliche Beziehungen aufbauen.

Als Ort der internationalen Begegnung spielt die Katholische Hochschulgemeinde eine wichtige Rolle. Durch die Organisation von internationalen Aktivitäten bemüht man sich gemeinsam, Fremdheit und Vorbehalte zu überwinden: Internationaler Studentenkreis (ISK), internationaler Tanz, internationales Essen, internationales Forum, Afrikanischer Chor, Tanzania-Kreis, Lateinamerika-Forum, Eine-Welt-Laden usw. Durch das gemeinsame Essen, Spielen, Singen, Tanzen und Feiern wird das Trennende überwunden, vielfältiger Kontakt aufgebaut und Vertrauen zueinander geschaffen.

Ein Stück Geschichte meiner Familie ist mit der Gemeinde verbunden: Wir wurden in der Gemeinde durch den Pfarrer Dr. Werner Guballa getraut; unsere Trauzeugen Pia und Ewald Zacher sind Stammitglieder der Gemeinde, und wir haben zwei von unseren Kindern in der Gemeinde taufen lassen. Wir haben noch gute Kontakte zu Franz Neubauer und der Familie Christian Wilhelm.

Ich wünsche der Gemeinde ein gesegnetes Jubiläum und ein gnadenreiches Weiterbestehen.

Norbert Müller

Studentische Solidarität im geteilten Deutschland

Im Mai 1966 kam ich in die Mainzer Studentengemeinde und übernahm noch im laufenden Sommersemester die Leitung des Sozialkreises. Dieser Kreis bemühte sich traditionell um die Kontakte zur katholischen Patengemeinde (später „Partnergemeinde“) in der sowjetischen Besatzungszone bzw. – was uns damals noch schwer auszusprechen fiel – DDR. Unter der neutralen Bezeichnung „Sozialkreis“ sollte die vertrauliche Partnerschaftsarbeit nach Drüben nicht auf dem offenen Markt gehandelt werden, intern wurden wir auch „Hallekreis“ genannt.

Die Verbindung zur Hallenser Studentengemeinde bestand schon seit Beginn der fünfziger Jahre. Da war in jener Zeit zum einen die Mangelsituation in der DDR, die schwer auf der

Gemeinde in Halle lastete und den Studenten das Leben schwer machte. Trotzdem fanden sie sich (nicht legal und dennoch unbehelligt) zum gemeinsamen Mittagstisch (dem „Heiligen Löffel“) in den Räumen der Gemeinde. Hierzu konnten wir später manche Hilfe leisten durch den Versand entsprechender Grundnahrungsmittel in Großaktionen von etwa 250 Paketen jährlich an viele Deckadressen in Halle und Umgebung.

Bedrückender noch war der ideologische Druck. Daher war der geistige Austausch besonders gefragt. (Fernsehen gab es anfangs noch gar nicht, und später bestand zunächst noch keine Möglichkeit, Westprogramme zu empfangen.) Der Zugang zu Büchern aus dem freien Teil Deutschlands war nur über Schleichwege möglich; doch jedes Risiko war die Sache wert, und so entstand eine umfassende Westbibliothek im Haus der KSG Halle im Mühlweg (der „Mühle“). Selbst als es den Studenten noch möglich war, in den Westen zu reisen, haben sie es stets lieber gesehen, wenn wir zu ihnen kamen, um uns vor Ort ein Bild von ihrer Situation zu machen und mit möglichst vielen von ihnen stunden-, tage- und nächtelang zu diskutieren und auch manches miteinander zu erleben. Wir fühlten und erfuhren, daß wir zusammengehörten; hier entstanden Freundschaften, die das fernere Leben bestimmten und die politisch bedingte Trennung um so schmerzhafter spüren ließen. Bis zum Mauerbau konnte man sich noch regelmäßig in West-Berlin treffen; seit 1961 wurden die Treffen schwieriger, aber um so notwendiger, und alle Findigkeit war gefragt, um diesem existentiellen Anliegen mehrerer Studentengenerationen gerecht zu werden. Die Patenschaften wurden intensiviert und viele Briefkontakte neu aufgenommen.

Nach dem Mauerbau verstärkte sich der ideologische Druck auf die Studenten in der DDR beträchtlich: sei es programmatisch im Rahmen des für alle obligatorischen Faches „Gesellschaftswissenschaften“ (Gewi), sei es institutionell über die FDJ-Gruppe der einzelnen Fachgruppierungen. Wer sich von der Hallenser Studentengemeinde der geforderten Mitarbeit zu entziehen suchte, die Mitgliedschaft in einer solchen Gruppe verweigerte, riskierte den Ausschluß aus dem Studium und das Ende eines beruflichen Vorankommens. In diesen Jahren intensivierten die Studenten aus Mainz und Köln, die gemeinsam die Partnerschaft vom Westen aus trugen, die persönlichen Kontakte nach Halle: Referenten wurden vermittelt, und die Pfarrer trafen sich regelmäßig. Voraussetzung hierfür war ein unbedingtes persönliches

Vertrauen aller Beteiligten untereinander. Dennoch war uns klar, daß die Stasi von dieser Arbeit insgesamt Bescheid wußte und auch ihre Informanten in der Hallenser Gemeinde sitzen hatte. Deshalb sollten unsere Aktivitäten auf den innerkirchlichen Raum beschränkt bleiben – unbeschadet des Umstandes, daß so manches außerhalb der vom DDR-Regime geforderten Legalität stattfand. Die Exklusivität unseres Engagements fanden wir aufregend und strengten uns weit über das übliche Maß sonstiger studentischer Unternehmungen an. Zum Glück waren wir finanziell durch staatliche und kirchliche Zuschüsse recht gut gestellt, so daß wir nur einen geringen Teil aus eigener Tasche beisteuern mußten.

Von 1966 bis 1972 waren, so schätze ich, etwa 100 Studentinnen und Studenten der Mainzer Universität an dieser Arbeit beteiligt. Sie kamen aus allen Studienfächern. Manchmal konzentrierte sich die Zusammensetzung auf einen Flur des Newmanhauses oder eine studentische Verbindung. Pro Semester fanden zwei bis drei Treffen in Ost-Berlin statt, zu denen neben einem erfahrenen „Alten“ immer zwei bis drei „Neue“ hinzugenommen wurden. Einmal im Jahr war im Ostteil Berlins ein offizielles Treffen aller Studentengemeinden aus West und Ost, an denen die Studentenpfarrer und die jeweiligen studentischen Sprecher der Gemeinden teilnahmen, womit auch auf offizieller Ebene die Partnerschaft bestätigt wurde.

Bei den Begegnungen an vertraulich vereinbarten Orten, meist in Pfarrhäusern Ost-Berlins, hatte man zwei Tage Zeit zu intensiven Gesprächen, die manchmal thematisch gebunden, zumeist aber offen gehalten waren. Dazu kamen kirchliche Betrachtungen und der gemeinsame Sonntagsgottesdienst. Für uns gab es keine Barrieren außer der Mauer; doch war diese schmerzlich genug, besonders wenn wir Sonntag abends für Monate, manchmal für Jahre auseinandergingen. Das erste Treffen war für viele entscheidend, wenn sie ihren Brieffreund, ihre Brieffreundin kennen lernten. Diese Freundschaften hielten zumeist das fernere Leben und sicherten vorerst über ein fingiertes Verwandtschaftsverhältnis die Möglichkeit, eine Einreiseerlaubnis in die DDR zu erhalten.

Außerhalb dieser Treffen lag es am einzelnen, wie stark er sich engagierte. In der Mainzer Studentengemeinde wurde durch monatliche Treffs, lange Zeit hindurch auch durch einen wöchentlichen Mittagstisch, ein enger Kontakt untereinander

gepflegt. Es wurden letzte Briefinformationen ausgetauscht, Paketaktionen für Weihnachten geplant, neue Bücherlisten diskutiert und Transportwege ausgekundschaftet. Letztlich plante der einzelne nach seinen Möglichkeiten und seinem Engagement seine DDR-Reisen selbst. Ein beliebtes Fahrziel waren die Leipziger Messen im Frühjahr und Herbst, da hierfür keine langfristige Einladung nötig war. In Halle, der Geburtsstadt Händels, gab es auch eine Händel-Gesellschaft. Clevere Mitglieder des Sozialkreises wurden deren Mitglied und konnten so problemlos einmal im Jahr nach Halle zu den Händelfestspielen einreisen.

Keine Fahrt nach drüben ging ohne persönlichen Einsatz; vor allem Bücher mußten am Körper verborgen oder im Gepäck beziehungsweise im Auto versteckt transportiert werden. Beglückend für uns war: Jeder, der ankam, war willkommen, war ein „geistiger Mauerbrecher“ und alle Stunden seines Aufenthaltes von zahlreichen Kommilitonen der Hallenser Gemeinde umlagert, teilweise auch als Westler besonders bewundert. In einer Zeit, in der an der Universität Mainz der SDS und die Linke die Macht übernommen hatten und die Anerkennung der DDR propagierten, als die ersten DDR-Redner bei studentischen Veranstaltungen in Mainz auftauchten, gehörten wir zu den wenigen, die wußten, wie es drüben wirklich aussah und wie wichtig unser innerkirchlicher Einsatz war. Dem Anerkennungsgerede setzten viele von uns häufigere Kontakte, mehr Bücherlieferungen und materielle Hilfe entgegen. Um die Begegnungen zu intensivieren, hatten wir die Chance, beispielsweise am Sommerlager der Hallenser Studentengemeinde an der Ostsee teilzunehmen oder die Drittlandtreffen in der Tschechoslowakei und in Ungarn zu organisieren.

Auf Studentenwallfahrten nach Rosenthal in der Niederlausitz nahmen einzelne teil, was natürlich illegal war. Wir erlebten dabei Kirche, wie wir sie im Westen nicht mehr kannten. Die KSG Halle war von 1954 bis 1966 entscheidend durch ihren Pfarrer Brockhoff geprägt worden, dessen Ausstrahlung bis nach Mainz reichte. Er forderte immer wieder ein geistiges Profil für unsere Begegnungen über die zwischenmenschlichen Kontakte hinaus, weswegen wir uns häufig an den Semesterthemen der beiden Studentengemeinden orientierten. Auch der Kölner Studentenpfarrer Nyssen konnte hier etliche Anregungen einbringen.

Meist jedoch war die Tagespolitik stärker. Beim Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen in Prag saßen mehrere Mainzer und

Hallenser gemeinsam dort fest. Zum Schluß ging es um die Frage, ob die Studenten aus Halle die Chance nutzen und mit dem Rot-Kreuz-Konvoi nach dem Westen gelangen oder ob sie dem Leitspruch des Studentenpfarrers folgen sollten, weiterhin als katholischer Christ in der DDR ihre Aufgabe wahrzunehmen. Ein anderes gravierendes Ereignis: die Sprengung der gotischen Leipziger Universitätskirche 1969. Oppositionelle Studentenkreise, darunter zahlreiche Mitglieder der KSG Halle, standen unter scharfer Beobachtung. Briefe und Pakete wurden zensiert, das Telefon der Studentengemeinde wurde rund um die Uhr überwacht. Diejenigen, welche damals wie ich dabei waren, erlebten Stasi-Terror in Reinkultur, bewunderten den Mut unserer Freunde und sahen deren Angst, alles zu verlieren.

In Halle begegneten wir auch einem anderen kritischen Katholizismus in Form des „Aktionskreises Halle“ (AKH), einem Zusammenschluß katholischer Akademiker aus verschiedenen Gegenden der DDR. Die nachkonziliare Strömung hatte auch uns damals erfaßt, wir trugen viele Ideen zu unseren Kommilitonen nach Halle, manchmal etwas naiv in der Betrachtung der tatsächlichen Lage der Kirche drüben. Kaum hatten wir den ersten Gemeinderat der KHG Mainz gewählt, glaubten wir bereits, dieses Modell den Hallensern überstülpen zu müssen, die damit sehr schnell in eine Konfrontation zur kirchlichen Obrigkeit gerieten. Obgleich die Dresdner Synode auch für den Westen Vorbildcharakter hatte, kamen wir mit den Papieren der Würzburger Synode und diskutierten die Umgestaltung der katholischen Kirche auch in der DDR, ohne deren innere Struktur genügend zu kennen. Dabei staunten wir, wie häufig der Magdeburger Weihbischof persönlich in der Studentengemeinde zu Gast war und auch andere hochrangige Theologen zu Vorträgen kamen.

Ein Ausblick zum Schluß: Für die etwa 300 Mainzer Studenten, die sich im Hallekreis engagierten, waren die intensiven Beziehungen mit den Studierenden aus Halle ein wesentliches Element ihrer Studienzeit, das auch die weitere Entwicklung entscheidend geprägt hat. Über Jahrzehnte haben sich sehr viele Kontakte und Freundschaften erhalten, meist stärker als zu den westdeutschen Kommilitonen. Das Erleben der Wiedervereinigung hat sicher manchem der hier Beteiligten das Gefühl gegeben, für die richtige Sache eingetreten zu sein, nicht zu den bes-

serwissenden Wessis zu gehören, sondern zu den wenigen, die schon lange und intensiv die Verbindung gesucht und aufrechterhalten haben. Unter den Bedingungen des Jahres 1996 müßte die Partnerschaftsarbeit zwischen der KHG Mainz und der Studentengemeinde in Halle neu diskutiert und in beispielhaften Formen wiederbelebt werden; denn die Mauer in den Köpfen ist bei vielen Studenten heute stärker als die echte Mauer in den harten Jahren der Trennung.



Katholische Hochschulgemeinde will auch geistige Nahrung bieten

Die Mensa ist eine Oase

Der Neubau steht - Für weitere Verbesserungen fehlt noch Geld

MAINZ. DPF. Starke Nerven brauchten bisher die Besucher der Mensa in der Katholischen Hochschulgemeinde. Unter Hämmern, Meißeln und Fräsen mußten sie sich ein Jahr lang ihr Mittagessen einverleiben. Doch pünktlich zur traditionellen Semestereröffnung war es jetzt soweit: Der erweiterte Mensabau im Untergeschoß der Gemeinde wurde seiner Bestimmung übergeben. Um 70 auf 160 Plätze erweitert und mit neuer Bestuhlung sollen in dem Speisesaal von Montag bis Freitag jeden Tag 300 hungrige Studenten versorgt werden. „Und das, ohne ein Massenbetrieb zu sein“, betonte Hochschulpfarrer Dr. Richard Hartmann nicht ohne Stolz. „Diese Mensa soll ein Ort der Begegnungen werden und zum Verweilen nach

dem Essen einladen.“ Zu diesem Zweck sei eigens eine Bar errichtet worden. Daß das Anliegen der Gemeinde erfüllt sei, meinte auch Uni-Präsident Professor Josef Reiter: „Der Bau bietet Nahrung im wörtlichen und übertragenden Sinne an. Er ist eine Oase, ein Flecken Heimat in einem anonymen Universitätsbetrieb.“

Lobende Worte richteten viele der zahlreichen Redner auch an Architekt Berthold Breckheimer. Er habe es geschafft, trotz der vielen in den Plänen enthaltenen Tücken den Zeitplan von knapp einem Jahr einzuhalten. Eines der Probleme: Für den vorderen Teil des Baus mußte ein völlig neues Fundament errichtet werden.

Auch ein neues Konzept ist mit

dem Bau möglich geworden. Zum einen sollen regelmäßig Ausstellungen in dem durch die großen Fenster angenehm hellen Raum organisiert werden. Zum anderen soll es durch Trennwände möglich werden, den Saal in Gruppenräume aufzuteilen. Allerdings: Dieses Vorhaben ist mangels Geld in weite Ferne gerückt. „Wir brauchen noch erhebliche Mittel, um den Bau zu vollenden.“ Auf die neue Heizungsanlage mußte zunächst genauso verzichtet werden wie auf die Gestaltung des Außenbereichs. Dies hofft Hartmann jedoch bald nachholen zu können. „Ich bin optimistisch, daß wir das nötige Geld in naher Zukunft haben.“ Doch auch die Sanierung der Gemeindeorgel stehe spätestens im nächsten Jahr an. Scherzend meinte Hartmann in seiner Eröffnungsrede: „Ich hoffe, Sie haben Verständnis, daß wir heute kein Freibier anbieten können.“

Das störte die Leute in der Tat nicht: Scharenweise strömten sie in den Neubau, um mitzufelern. Und so geriet die Eröffnungsfeier zu einer famosen Party, bei der auch die Live-Musik nicht fehlte: Eigens für den großen Tag hatte sich aus Gemeindemitgliedern eine Band gegründet. Und die bewies, daß in kirchlichem Umfeld nicht nur geistliche Musik willkommen ist. Mit Cover-Rock vom Feinsten heizten die Musiker den Zuhörern gewaltig ein.

Viel vorgenommen hat sich die Gemeinde in diesem Semester, um den Neulingen auf dem Campus den Studienanfang zu erleichtern. Ein Rundgang durch die Räumlichkeiten des ZDF am Montag steht ebenso auf dem Programm wie ein Rundgang durch Mainz unter fachkundiger Führung des Historikers Dr. Franz Dumont am 23. April. Den Höhepunkt bildet in diesem Semester die Uraufführung des Musicals „Albertus“, eine Eigenproduktion der KHG, am 10. Juni.



Essen fassen! Der Mensaneubau der Katholischen Hochschulgemeinde ist fertig. Foto: Stefan Sämmer



Bistum Nr. 20 / 15. Mai 1994

**an
leer
hinder**

Ausstellung in der Katholischen Hochschulgemeinde Mainz

**Schreibend beten –
betend schreiben**



Viele Wege

Hubert Frank

Wege zur Partnerschaft

Wie es dazu kam...

In den Gesprächen zwischen Pfarrer und dem Brautpaar vor der Hochzeit wurde öfters das Bedürfnis geäußert, nachdem man miteinander über Beziehung allgemein und über den eigenen Glauben ins Gespräch gekommen war, weiter darüber im Austausch zu bleiben. Dies gilt sicher nicht für alle Paare, aber manche kamen bei dieser Gelegenheit sozusagen wieder auf den „Geschmack“, sich Zeit für diese Fragen zu nehmen. Für solche Paare gab es aber keine entsprechenden Angebote, bei denen mehrere Paare beteiligt sind und außer dem Pfarrer auch noch ein kompetentes Ehepaar anwesend ist. So entstand in der KHG das sogenannte „Ehekatechumenat“. „Katechumenat“ vielleicht deshalb, weil mehrere Paare (in der Regel 6 Paare) einen gemeinsamen Weg gehen und die Eheschließung nicht der Abschluß ist, sondern während dieser Zeit stattfinden kann, aber nicht muß. Sie begleiten sich gegenseitig und sind einander Stütze während der Zeit des Heiratens.

Der Kurs umfaßt zeitlich gesehen zwei Samstage von 9.00 - 18.00 Uhr. Danach folgen dann noch zehn abendliche Treffen von 20.00 - 22.00 Uhr, die im Abstand von einem Monat stattfinden. Zwischendurch werden die Paare gebeten, wöchentlich für sich einen Termin einzuplanen, in denen sie sich im sogenannten „Zwiegespräch“ üben.

Bildlegenden zu Seiten 102-103:

KHG in erweiterten und erneuerten Räumen. Universitätspräsident Prof. Reiter bei der Einweihung. (GuL 15.5.94; MRZ 9/10.1.94; AZ 10.1.96)

Das Seminar, die Gesprächsreihe

Folgende Thesen einer gesunden Beziehung beschreiben ziemlich exakt den Hintergrund und die Ziele unseres Ehecatechumenats, woraufhin die einzelnen Themen, die Methoden und der Verlauf entwickelt worden sind:

Gesunde Beziehungen:

1. Die Beziehung mit dem Selbst ist gewissermaßen der Grundstein jeder Beziehung. Eine Beziehung mit dem Selbst braucht Zeit, sie will gepflegt sein.
2. Sie schließt gleichzeitig die Beziehung zu Gott oder einer höheren Macht ein, wie immer man diese auch begreifen mag. Eine aufrichtige Beziehung mit unserem inneren Prozeß bindet uns gleichzeitig an den Prozeß des Universums.
3. Jeder Mensch besitzt eine Vorstellung von dem, was im Partner vor sich geht und wer er eigentlich ist.
4. Diese Vorstellung muß dem Partner mitgeteilt werden, und man muß sie damit an der Realität überprüfen.
5. Die aktuelle Beziehung ist von den vier genannten abhängig, von deren Entwicklung, Aufrechterhaltung und von deren Reinigung.

(Aus: Schaeff, Anne Wilson: Die Flucht vor der Nähe: Warum Liebe, die süchtig macht, keine Liebe ist. Hamburg 1990, S. 196.)

In gesunden Beziehungen steht der eigene Prozeß im Zentrum. Wenn dies der Fall ist, wird jeder den Prozeß des anderen geradezu unwillkürlich respektieren.

Bindung heißt vielmehr, sich dem eigenen Prozeß verpflichtet zu fühlen, den Partner daran teilhaben zu lassen sowie auch seinen Prozeß zu respektieren.

Die beiden Samstage zu Beginn des Kurses versuchen ganz konkret eine Form der Kommunikation (EPL = Ein partnerschaftliches Lernprogramm) zwischen den Partnern einzuüben, die als Grundlage für den gesamten Kurs und natürlich für die Partnerschaft selbst gesehen werden muß.

Die einzelnen Themen der zehn Abende setzen sich zusammen aus der Erfahrung der vorangegangenen Kurse und dem, was die Teilnehmer wünschen.

So ergeben sich folgende Themen:

Kennenlernen-Erwartungsklä rung / Ablösung von dem Elternhaus, Standardsätze der Eltern / Nähe und Distanz in der Beziehung, gegenseitige Erstarrung, Identität und Autonomie / Sexualität – und was die Gesellschaft vorschreibt / Meine eigene Beziehung zu Gott / Spiritualität im Alltag der Beziehung / Kinder – oder unser gemeinsames Projekt / Konflikte in der Beziehung – Bewältigungsmöglichkeiten.

Methoden:

Wir arbeiten mit verschiedenen Methoden: Groß-, Klein-, Männer- und Frauengruppen, Einzel- und Paarbesinnung, mit Märchen, Fantasiereisen, Körperübungen, Texten, Bildmeditationen, mit Texten (eher selten).

Das Modell Ehecatechumenat ist ziemlich anspruchsvoll und zeitintensiv, sodaß es bestimmt nur für einen ausgewählten Kreis interessant ist. Außerdem erfordert es doch ein relativ hohes Maß an Reflexionsfähigkeit und Offenheit, mit dem sich verschiedene Menschen nicht so leicht tun.

Darüberhinaus fordert es von den Leitern, gerade vom dem leitenden Ehepaar eine gewisse Transparenz hinsichtlich ihrer eigenen Beziehung und deren Probleme.

Meist bleiben die Paare auch nach dem Kurs noch für eine gewisse Zeit zusammen oder treffen sich in größeren Abständen, soweit dies möglich ist.

Hubert Frank

Die Kinder

Kindergottesdienste in der KHG

Jeden Sonntag wird für die Kleinkinder während des 11-Uhr-Gottesdienstes eine Kinderbetreuung in der Kinderkrippe angeboten. Alle zwei Wochen – im Advent an jedem Sonntag – finden drei verschiedene Kindergottesdienste statt: in der Kinderkrippe für die Vorschulkinder, im Edith-Stein-Saal für die Grundschul Kinder und im Raum Tabor für die Jugendlichen.

Die Kinder kommen zunächst mit ihren Eltern in der Kirche zusammen und werden dann zu den einzelnen Gottesdiensten geleitet. Zu den Fürbitten kommen sie wieder zurück und versammeln sich dann oft um den Altar.

Darüberhinaus sind die Kinder aktiv an der Kinderchristmette beteiligt, singen und spielen einmal im Jahr in einem Altenheim und kommen auch mal zwischendrin zu einer spontanen Musik- und Singgruppe für den Gottesdienst zusammen.

Zweimal im Jahr trifft sich ein Kreis, um die einzelnen Gottesdienste zu verteilen und kurz organisatorische und inhaltliche Fragen und Probleme zu klären.

Kinder und Jugendkatechese

Die Kinder- und Jugendkatechese hat sich im Laufe der Jahre langsam entwickelt. Vor 20-30 Jahren gab es immer wieder die Hinführung einzelner zur Erstkommunion und auch zur Firmung, deren Vorbereitung der Hochschulpfarrer selbst übernahm.

Im gleichen Maße, in dem die Personalgemeinde (Nichtstudenten) zahlenmäßig wuchs, ergab sich ein größeres Interesse an der Hinführung zur Erstkommunion und dann auch entsprechend an der Vorbereitung zur Firmung. Zu Beginn der 80er Jahre



1992 Erstkommunionwochenende im Jugendhaus Don Bosco



Frau Massoth musiziert mit den Kindern

setzte sich eine regelmäßige jährliche Kinder- und Jugendkatechese allmählich durch, die aber immer wieder von Unterbrechungen gekennzeichnet ist.

Die zahlenmäßig stärkste Gruppe gab es 1994 mit insgesamt 27 Kindern, die am Erstkommuniontag teilnahmen.

Seit 1994 ist die Kinder- und Jugendkatechese auf einen Zweijahresrhythmus umgestellt.

Mitte der 80er entwickelte sich neben der Hinführung zur Erstkommunion ein eigener Buß- bzw. Versöhnungskurs, weil die Zeit im Rahmen der Erstkommunion für dieses heikle Thema zu kurz erschien.

Seit 1993 werden die Kinder zu einem Versöhnungskurs eingeladen, der sich über acht Nachmittage erstreckt und mit der Beichte oder einem Einzelgespräch und einem Versöhnungsfest abschließt. Ebenso werden die Eltern zu 4 Elternabenden eingeladen, um ihnen Zeit und Raum zur Auseinandersetzung mit diesem Thema zu geben. Dieser Kurs wird von dem Pfarrer und dem Diakon geleitet.

Die Hinführung zur Erstkommunion erstreckt sich über den Zeitraum von Oktober bis Mai, der Erstkommuniontag ist nicht der Weiße Sonntag, sondern Christi Himmelfahrt, Pfingsten oder Fronleichnam. Die Kinder treffen sich wöchentlich mit ihren Katecheten (meist einige Eltern) und verbringen auch ein

gemeinsames Wochenende miteinander. Besonders zu erwähnen ist auch noch der Brauch, daß Kinder, Eltern und Verwandten am Erstkommuniontag nach dem Gottesdienst in den Gemeinderäumen zusammenbleiben und miteinander essen.

Die Firmung und die Hinführung der Jugendlichen findet auch im Zweijahresrhythmus statt und erstreckt sich über ein halbes Jahr. Die Hinführung wird von einem Hauptamtlichen und einem ehrenamtlichen Gemeindemitglied getragen.

Franz Neubauer

Nachtwallfahrt und Liturgische Nacht

“Liturgiam facere, non legere“ – die Liturgie mitzuvollziehen, statt nur mit dem Volksmeßbuch in der Hand mitzulesen, war eine Aufforderung zu der Zeit, als der Katechismus das Kirchengebot einprägte, jeden Sonntag eine heilige Messe mit Andacht zu „hören“. Die Engführung in der eucharistischen Feier durch eine in der Volksfrömmigkeit stets lebendig gebliebene Praxis des Gottesvolkes zu überwinden, dienen die Liturgische Nacht (seit Mitte der achtziger Jahre nur noch im Wintersemester) und – mehr noch mit alten Traditionen verbunden – die nächtliche Wallfahrt (im Sommersemester).

In der Dunkelheit mehr als sonst die Sinne anspannen und gehen, loslaufen, sich loslassen, so daß in der Ermattung seines Bruders Leib sich der Geist bewegt. Sicher konnten früher größere körperliche Anstrengungen zugemutet werden, als die Wallfahrer der Studentengemeinde vom Newmanhaus aus zu Fuß ihrem Pilgerziel im Rheingau zustrebten. Aber sind Streckenrekorde maßgebend, wenn nur die Mühe des Weges nicht gänzlich schwindet? Als die vom Wolkenbruch Heimgesuchten (noch nie bin ich so durchnäßt worden) ihr Ziel aufgaben, konnten sie zitternd vor Nässe und Müdigkeit den Geist spüren, den sie in der Eucharistiefeier im Meditationsraum des Newmanhauses erbat.

Doch er läßt sich nicht zwingen, und keine Wallfahrt gleicht der anderen. Es ist stets wieder Wagnis und Hoffnung zugleich, wenn es gilt, den Gedanken Raum zu geben und hinzuhören auf das, was gesagt wird, vielleicht auch ein Geschwätz zu ertragen

oder nur das laute Reden, wenn Stille angesagt ist, zu merken, daß nicht alle im Schweigen geübt sind und dessen gute Wirkung erfahren haben. Auch sie werden stiller auf dem Weg vom Lesungsgottesdienst in Mittelheim zur Eucharistiefeier in Johannisberg, wo dann die müde Pilgerschar auf den Stufen des Altarraumes alles Vorlaute abgetan hat.

Unvergeßlich der sich wiederholende Kyrieruf zwischen Wiesen und Weinbergen, unvergessen die Litanei von der Gegenwart Gottes in der nachtdunklen Mittelheimer Basilika und ebenso in wacher Erinnerung die beim Frühstück vor der Johannisberger Kirche offen ausgesprochene Freude darüber, daß wir in einer überlieferten Form mit Inhalten, die uns unmittelbar ansprechen, in mühelos zu singenden Melodien Liturgie feiern können.

Die körperliche Mühsal kennt die Liturgische Nacht nicht; sie schließt indes oft unterschiedliche Aktivitäten ein: Versuche etwa, sich praktisch-handelnd auszudrücken, Kommunikationsformen auch zum Teil bisher nicht bekannter Art (wer weiß schon, was ein Bibliodrama ist?). Es stellt sich schon manchemal die Frage, wer sich denn bei all diesem bisweilen kurios wirkenden Treiben noch wohl fühlen könne. Aber geht es denn darum, sich wohl zu fühlen? Nicht jeder überwindet sich zu bleiben. Wer sich aber dann mutig zum Bleiben entschließt, kann manches entdecken, bei sich selbst und bei anderen auch. Es lohnt, sich fragen oder gar kritisieren zu lassen, da die eigene Reaktion nicht den Erwartungen anderer entspricht. Die Verblüfften oder Verärgerten werden ebenso neu nachdenken wie ich. Selbst das Sichverweigern, die Behauptung der Diskretion, kann – wenn es denn angebracht erscheint – zur heilsamen Provokation werden. Bei der Vielfalt der Teilnehmenden, die neu oder doch auf neue Art kennenzulernen schon ein Geschenk sein mag, könnten unterschiedliche Perspektiven wahrgenommen und zugleich die Einheit im Glauben erlebt werden – gleich ob unter dem Himmel des Rheingaus oder in den Räumen des Newmanhauses: dies alles als Gabe des Geistes, wenn die Hochschulgemeinde Gottes unterwegs ist.

Und auch nächstes Jahr werden wir wieder dabei sein

Eine schon fast zur Gewohnheit gewordene Einrichtung – die Gemeindefestwochenenden der KHG in Ilbenstadt. Es wird Januar, und alljährlich begibt sich ein nicht geringer Teil der Gemeindeglieder von Sankt Albertus auf eine Fahrt ins Kloster – für ein Wochenende. Untrennbar verbunden sind Erinnerungen an vergangene „Bunte Abende“, gemeinsame Gottesdienste und Arbeitsgruppen mit der Vorfreude auf das nächste Jahr, über alle Altersgrenzen hinweg. Für jeden, so heißt es immer, ist etwas dabei.

Doch warum fahren Jugendliche aus der KHG mit nach Ilbenstadt? Läge es nicht eher im Trend der Zeit zu sagen „Kirche – nein Danke!“? Wozu ein Wochenende opfern, die zwei bis drei Tage ohne Streß und Hausaufgaben, die Chance, sich endlich zu vergnügen? Ist es pure Tradition, was uns immer wieder dazu verleitet, Jahr für Jahr nach Ilbenstadt zu pilgern? In ein Kloster! Mit verständnisvollen Reaktionen der Freunde bei der Absage einer Verabredung wegen einer Klosterfahrt rechnet wohl keiner von uns mehr. Aber warum fahren wir dennoch mit? Können wir uns nicht aus der familiären Wochenendaktion lösen? Haben wir



Gemeindefestwochenenden, anfangs in Hofheim. Mit Taufe von Simeon Frank.

nichts Besseres vor? Oder sind wir vielleicht, gegen alle Vorurteile bezüglich einer desinteressierten und überheblichen, gleichgültigen Jugend von heute wirklich bereit, uns einzulassen – auf die einzelnen, die uns auf unserem Weg in der KHG begleiten, auf uns selbst, auf unseren Glauben und unseren Gott?

Viele von uns sind in die KHG mit all ihren unterschiedlichen Facetten hineingewachsen. Von kleinauf wurde Glaube und Miteinander nicht nur praktiziert, sondern gelebt. Anfänglich stand und steht sicherlich auch noch heute der Spaß an der Gemeinsamkeit an erster Stelle. Über Spielgruppen mit Markus (Danke – du bist einfach unschlagbar!!), abendliche Buko-Käse-Clubs, gemeinsame Pommes-frites-Orgien in einer nahegelegenen Gaststätte und nächtliche nerv- und schlafstörende Treffen im Park oder auf den Zimmern trafen sich am letzten Gemeindefreizeitende rund zehn Jugendliche, um über eine Firmung nachzudenken.

Innerhalb solcher Arbeitsgruppen gelingt es oftmals für jeden einzelnen überraschend, über Werte und Normen, Lebensvorstellungen und persönliche Erfahrungen, auch im Umgang mit der Religion zu sprechen, sich auszutauschen und zu diskutieren. Nicht selten erfahren gerade wir Jugendlichen, was kirchliches Miteinander auch sein kann, wie angreifend und fordernd, aber gleichzeitig auch entspannend und tragend Gemeinschaft sein kann. Bereiche, die Jugendliche in ihrem Leben bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungenermaßen außen vor lassen, zeigen plötzlich einen möglichen Zugang, man setzt sich mit Sachverhalten unter einem neuen Aspekt auseinander. Durch das intensive Zusammenleben während des Wochenendes und die Möglichkeit, Menschen losgelöst aus ihrer alltäglichen Lebenssituation neu kennenzulernen (wobei der „Bunte Abend“ bekanntlich bisher immer die lockerste Atmosphäre hierzu bot) sowie die vielen kleinen Gespräche „am Rande“ hatte ich immer das Gefühl, noch intensiver in die Gemeinschaft eingebunden zu werden und nie geahnte Zugänge zu mir im Alltagsleben der KHG oft fremd gebliebenen Mitmenschen zu erfahren.

Ich konnte oft einen Anstoß, eine Frage oder eine Antwort für mich persönlich mit in mein alltägliches Leben nehmen. Nicht selten entwickelten sich aus einem flüchtigen Satz in Ilbenstadt auch ein oder zwei Gespräche innerhalb der KHG in Mainz, manchmal sogar lockere Freundschaften, die in meinen Augen das Leben in der Gemeinde entscheidend bereicherten und es



auch heute noch tun. Anderen Jugendlichen wünsche ich die Chance und den Mut, sich auf ähnliche Erfahrungen einzulassen und mit neuen Erfahrungen in den Alltag zurückzukehren. Ich selbst fühlte mich nach Ilbenstadt immer wieder auf meinem Weg bestätigt – ich gehöre zur KHG, mit all ihren Konflikten und Chancen, denn in ihr wird Glaube lebendig und erhält individuelle Gesichter.

Richard Hartmann

Brückenschlag zur Uni? – Das Professorium

Hochschulgemeinde – hinter diesem Namen seit den siebziger Jahren verbirgt sich ein Anspruch. Nicht nur die Studierenden sind „Gemeindemitglieder“, auch die anderen Mitglieder der Universität sind „Zielgruppe“ und Träger der Arbeit. Das wird sichtbar in etlichen, die sich einfach und unkompliziert einfügen in die Arbeit, durch sporadische Kontakte mit Professoren und Fachbereichen. Aber ein selbstverständlicher Brückenschlag zur Uni ist schwierig, wird wohl auch kaum ausdrücklich gewünscht. Dennoch lassen wir nicht nach, einmal im Jahr, zum Albertusfest alle (etwas über 600) Professoren anzuschreiben und einzuladen zu einem Abend des Dialogs. Immerhin reagierten etwas über 30 Professoren. Und zu den Abenden kommen auch bis zu 20 Professoren. Verschiedene Referenten waren in den vergangenen Jahren als Impulsgeber bei uns: R. Bucher vom Cusanuswerk, G. Fuchs von der Katholischen Akademie Rabanus Maurus, Weihbischof Rolly, P. Eckhard Bieger SJ von der Fernseharbeit. Interessante Gespräche mit interessanten Leuten – ein kleines Symbol und ein möglicher Anknüpfungspunkt, das sind diese Abende. KHG ist darin bekannt und bringt sich in Erinnerung. Und auch darauf kommt es uns an. Letztlich wird aber auch deutlich, daß wir als Kirche keinen zentralen und wichtigen Platz mehr im Gesamt der Universität beanspruchen können. Mehr als symbolische Funktion und Einladung zum Dialog ist nicht möglich. Das entbindet aber zugleich von vielen formellen Pflichten und ermöglicht uns eigene Akzentsetzung und Intervention. Berührungspunkte gibt es dann nicht, jedoch auch keine Selbstverständlichkeiten mehr.

Martina Beckmann

Eine Gemeinde entdeckt ihre Talente – Das Albertusmusical

Am Anfang schien alles nur eine Idee, ein Traum; angestoßen durch die musikalische Gestaltung des Fronleichnamsgottesdienstes von Mitgliedern der Gemeinde auf dem Katholikentag 1992 in Karlsruhe und weitergesponnen in der KHG-Bar in später

Stunde: Zum 800. Todestag des Namenspatrons unserer Kirche sollte ein „Sacro-Pop“-Musical über den Hl. Albertus Magnus entstehen, selbst getextet, komponiert und in Szene gesetzt.

Was da – von Pfarrer Hartmann ausgehend – zunächst in einer kleinen Gruppe geträumt wurde, zog rasch Kreise: Nachdem ein Textteam sich im Frühjahr 1993 mit dem Leben des Hl. Albertus auseinandergesetzt und eine erste Rohfassung des Stückes entworfen hatte, gingen im Sommer 1993 die „Komponisten“ ans Werk: musikbegeisterte Laien aller Studien- und Berufsrichtungen machten sich mit Feuereifer ans Werk, den Texten und der Lebensgeschichte des Albert Musik zu entlocken. Noten wurden aufs Papier gebannt, Arrangements und Chorsätze entwickelt und schließlich in mühevoller Arbeit per Computer Notensätze für Band, Chor und Solisten ausgedruckt. Viel Nachbesserungs- und Feinarbeit war notwendig, bis im Herbst 1993 dann die ersten Chor- und Bandproben stattfinden konnten.

Am Projekt beteiligten sich eine spontan zusammengestellte Band, der Chor „Klangfarben“ und zahlreiche Gemeindemitglieder vom Beleuchtungsmeister der städtischen Bühnen, über ZDF-Mitarbeiter und viele andere bis zum Graphikdesigner. Ein ungeheurer Reichtum an Talenten und Begabungen ließ sich in der Gemeinde entdecken, und durch die gemeinsame Begeisterung und Einsatzbereitschaft wuchs in den kommenden Monaten ein Team zusammen, das sowohl Anstrengungen als auch Freude der Probenarbeit teilte.

Ab April 1994 begann die intensive Probenphase. Fast jedes Wochenende und auch viele Stunden unter der Woche wurde geprobt und geplant, wurden Kostüme genäht, Bühnenbild gestaltet, Technikprobleme gelöst...

Wie ein großes Puzzlespiel setzten sich alle Anstrengungen allmählich zusammen, bis dann am 10. Juni 1994 in der Kirche die mit Spannung erwartete Premiere stattfand.

Die Aufführung wurde ein großer Erfolg, und immer wieder kamen in der nachfolgenden Zeit Anfragen, ob man denn nicht hier und dort das „Albertus“-Musical noch einmal aufführen könne...

Den Zuschauern ging es wohl ähnlich wie den Mitwirkenden: nicht nur die Musik, die Elemente von Rock, Pop, Jazz, Chanson bis zum gregorianischen Choral beinhaltete, begeisterte, sondern auch das spannende, spannungsreiche Leben des Hl. Albert: Ein Leben lang auf der Suche nach Gott wandert er als Dominika-

nermönch, Gelehrter und Bischof in Sandalen durch Europa und spürt der Frage nach: „Was weiß ich von Gott?“ (so auch der Untertitel des Stückes). Seine Fragen werden im Spiel zu Fragen der Menschen von heute – nach dem geheimnisvollen Schöpfergott, nach der Lebendigkeit in Glauben und Kirche, dem Sinn und Unsinn von Hierarchie und Reichtum, den Grenzen des Denkens und des Verstandes...

Am Ende singen Chor und Gemeinde die Frage des Albertus gemeinsam: „Wo schaut ihr hin, wo seht ihr den Sinn?“

ALBERTUS
 » WAS WEISS ICH VON GOTT? «
 DAS MUSICAL



Von und mit Mitgliedern der Katholischen Hochschulgemeinde Mainz.
 KHG Mainz: **10. Juni 1994**, 19.30 Uhr · **12. Juni 1994**, 15.00 Uhr.
 Albertus-Magnus-Schule, Viernheim: **18. Juni 1994**, 19.30 Uhr.

Eintritt: DM 8,- und DM 12,-

Kartenvorverkauf in Mainz über: Pforte KHG, Saarstr. 20, 55122 Mainz, ☎ 06131/38 70 47 (Restkarten an der Abendkasse)
 Kartenvorverkauf in Viernheim über: KJZ-Heppenheim, Laudensbacher Tor 2, 64646 Heppenheim, ☎ 06252/2192 und
 Albertus-Magnus-Schule, August-Bebel-Str. 4, 68519 Viernheim, ☎ 06204/3074 (Restkarten an der Abendkasse)

Gesicht der Gemeinde heute

Vier Ansichten

Matthias Otto

1.

Hoch ragt er hinaus, der Kirchturm der KHG Mainz, über die Saarstraße, den Automobilgraben, der die Kirche mit Studierendenwohnheim vom Universitätsgelände trennt. Die KHG – so nah am Campus und vielleicht doch so fern von den Studierenden?

Nicht nur die von weitem sichtbaren Räumlichkeiten machen die Mainzer KHG zu einer großen Gemeinde. Seit Jahrzehnten fühlen sich ihr viele Nicht-Hochschulangehörige verbunden. Unter den Gottesdienstbesuchern am Wochenende machen sie die Hälfte aus. Gerade sie haben ihr ein langfristiges Profil gegeben. Für manche ist sie die letzte Verbindung zur katholischen Kirche. Sonst wären sie vielleicht schon „ausgetreten“, angesichts der Wunden, die ihnen manche angstbesetzte Glaubenserziehung geschlagen hat. Auch andere, die in ihrer Ortsgemeinde keine Glaubensheimat erfahren, finden in der KHG eine Zuflucht.

In diese Kontinuität der „Personal-Gemeinde“ kommen die Studierenden hinein, Semester für Semester immer neue Gesichter. Sie scheinen sich über die fünf, sechs oder mehr Jahre, die sie an der Universität verweilen, eher in der KHG „aufzuhalten“, als daß sie der Gemeinde ein spezifisch studentisches Gepräge geben. Zwar tummeln sie sich in einer Vielzahl von Arbeitskreisen (mit einer Mitgliederzahl von 200 bis 300), aber die studentische Gemeinde als ganze tritt in der Regel nur zum Semestereröffnungs- und -abschlußgottesdienst in Erscheinung.

Diese Zersplitterung der Studierenden im gemeindlichen Leben erschwert den Zugang für Neulinge in der KHG nicht unerheblich. Man muß „seinen“ Arbeitskreis finden, in dem man sich wohlfühlt, und das ist nicht immer ganz leicht in Gruppen, die über Jahre gewachsen sind. Die Arbeitskreise selbst definieren ihr Verhältnis zur KHG höchst unterschiedlich: von „zugehörig“ bis „räumlich angegliedert“. Diese offene Struktur ermöglicht eine

Vielzahl von Initiativen. Für Studierende, die sich jedoch nicht regelmäßig in den Arbeitskreisen engagieren möchten, fehlen meines Erachtens die Anlaufpunkte. Veranstaltungen, die Kontakte in lockerer Atmosphäre ermöglichen und die die studentische Gemeinde als ganze ansprechen, sind eher die Ausnahme. Gemeindetage und -wochenenden werden vor allem von der Personalgemeinde angenommen. Allein deren zahlenmäßige Präsenz macht die Studierenden zu einer Gruppe am Rande.

Darüber hinaus sind die Berührungspunkte zwischen Personalgemeinde und studentischer Gemeinde – bis auf die Gottesdienste – eher schwach ausgeprägt. Verschiedene Lebenswelten – plakativ umrissen: Familie hier, und „Studentenleben“ dort – halten tendenziell die beiden „Gemeinden“ auseinander. Während die Personalgemeinde das oft mühsam errungene langfristige Profil der „anderen Gemeinde“ erhalten möchte, wollen Studierende ausprobieren. Dies schließt dabei z.B. die Forderung ein, gewohnte Elemente der Liturgie, mit denen man ungezwungener aufgewachsen ist, wie z.B. das Glaubensbekenntnis, wieder im Gottesdienst zu praktizieren. Die Personalgemeinde – zumindest diejenigen, die sich zu Wort melden – steht diesen Vorstellungen eher ablehnend gegenüber.

Wie soll man mit solchen Konflikten umgehen?

Eine Frage, die gerade die Gremien der KHG interessieren müßte. Doch hier ist schon der nächste Stein des Anstoßes vorhanden. Formal ist die KHG Hochschulgemeinde, und entsprechend bilden die Vertreter der Hochschulangehörigen im Gemeinderat die Mehrheit, während die Nichthochschulangehörigen lediglich einen Vertreter entsenden. Um die Personalgemeinde in der Gremienstruktur aufzuwerten, wurde deshalb der Pastoralkreis gegründet. Er kann aber lediglich Empfehlungen aussprechen, während der Gemeinderat Beschlüsse faßt.

In diesem Kontext werden Fragen, die die „beiden Gemeinden“ gegensätzlich beantworten, eher vertagt als gelöst. Studierende erleben diesen Zustand zuweilen als Konservatismus und ziehen sich in ihre Nischen in der Gemeinde zurück.

Für die Zukunft wird man wohl das Nebeneinander zwischen Personal- und Studierendengemeinde akzeptieren müssen. Wenn Konflikte – etwa in Liturgiefragen – nicht gelöst werden können, dann müssen Freiräume geschaffen werden, in der „beide Gemeinden“ das ihnen Gemäße praktizieren können. Nur so wird es meiner Auffassung auch möglich, daß die studentische

Gesamtgemeinde – über die Arbeitskreise hinweg – stärker präsent und dabei gerade für den neuankommenden Studierenden als offene Gemeinschaft erfahrbar wird. (Aus: *Sondergemeinderundschreiben der AGG zum Wintertreffen 27.-29.01.1995 in Mainz, S. 9-11*)

Matthias Kliegel

2.

1. Es ist richtig, daß die KHG Mainz eine Gemeinde ist, die sich aus zwei deutlich unterscheidbaren Teilen zusammensetzt; ebenso ist es richtig, daß die „studentische Gemeinde“ eine „Gemeinde in Gruppen“ bildet. Diese Trennung zu leugnen hieße, der Wirklichkeit nicht ins Gesicht schauen zu wollen.

2. Die Frage ist nun, ob diese Tatsache ausschließlich bedauert werden muß. Sicher wäre es schön, in der KHG Mainz die perfekte Gemeinde zu finden – ohne „Grüppchenbildung“, wie es sie überall gibt. Ich glaube allerdings, daß es für eine Gemeinde von Studierenden unabdingbar ist und quasi zu ihrem Profil gehört, eine Gemeinde in Gruppen zu sein, Freiraum zu bieten für ausgewähltes Engagement und Gemeindeleben. Nichtsdestotrotz ist es meine Erfahrung, daß es auch hier einen festen Kern gibt, der ansprechbar ist, Kontinuität bietet und die Studierendengemeinde entscheidend prägt.

3. Apropos Kontinuität: Bei allen Konfliktpunkten ist die Personalgemeinde – eine Gemeinde aus vielen Jungen und Junggebliebenen – doch dafür verantwortlich, daß die KHG Mainz so etwas wie eine Identität besitzt, daß sie nicht heute so und morgen so erscheint, je nach Studierendenschaft. Die KHG ist eine „feste“ Größe in Liturgie, Verkündigung und diakonischem Engagement.

4. In dieser „Tradition“ ist die KHG aber immer auch wesentlich studentisch – heilige Zeiten, (Semesteranfangs- und Semesterabschlußgottesdienste, die Osterliturgie...), Veranstaltungen, Themen des Semesterprogramms, liturgische Formen... orientieren sich an den Wünschen, Ängsten und Hoffnungen der Studierenden unserer Gemeinde.

5. Wenn man diese Verhältnisse annimmt und dennoch das Positive wie Negative nicht glattbügeln will, besteht m.E. eine begründete Hoffnung, nicht so pessimistisch in die Zukunft

schauen zu müssen, und die Chance, gemeinsam den Weg weiterzugehen – auch wenn sich auf dem Weg immer wieder Gruppen bilden.

Ewald Zacher

3.

Ein Gemeindestrukturmodell haben wir auch: es ist wesentlich unvollkommen und mangelhaft, weil ihm die vollkommene Kreisform fehlt – diese Gemeinde hat nur die Form einer Ellipse zu bieten. Das hat aber den Vorteil, daß diese Einheit einer geschlossenen Kurve zwei Brennpunkte hat: die studentische Gemeinde und die Personalgemeinde. Einen Mittelpunkt hat die Ellipse freilich auch: das ist der Altar, um den wir uns bei der Eucharistie als Gemeinschaft sammeln.

1. Sowohl historisch als auch institutionell hat die studentische Gemeinde die Vorhand. Denn sie wurde 1946 für alle katholischen Studierenden der Universität eingerichtet. Normalerweise ist eine solche Studentengemeinde nur kategorial auf die Personen der Studierenden bezogen.

Das Bistum Mainz hat sich seinerzeit aber schließlich ein anderes Modell ausgedacht, das einzigartig im deutschsprachigen Raum ist. Der Campus der Universität sowie das Gebiet des Newmanhauses wurde zum Territorium der Studentengemeinde erklärt. Damit war die Gemeinde eine juristische Person und der Pfarrer zugleich Ortspfarrer auch für die nichtstudentischen Katholiken des Unigeländes und des Newmanhauses.

Als kategoriale Hochschulgemeinde ist St. Albertus, nach der Satzung vom Ende der sechziger Jahre auch alle nichtstudentischen katholischen Hochschulangehörigen einschließend, die größte Gemeinde des Bistums (ca. 19000 katholische Universitätsangehörige), als Ortspfarrrei ist sie die kleinste (ca. 360 Katholiken im Pfarrgebiet). Rechtlich gesehen ist die Territorialgemeinde der Keim für die dazugehörigen Menschen aus dem Mainzer Einzugsgebiet; spirituell betrachtet hat das selbstverständlich andere Gründe. Die im Lauf der Jahrzehnte angewachsene, nichtuniversitäre Personalgemeinde ist so zwar in der Hinterhand, aber keineswegs illegitim.

2. Historische und juristische Erklärungen sind nicht unwichtig, aber selbstverständlich nicht zureichend. Die Einheit der

Gemeinde erwächst aus einer wechselseitigen Bejahung im Gemeinschaftsverständnis und im Gottesdienst.

a) Studierende leben heute in einer Lebenswelt von Massenuniversität und Studentenleben, in der hartes Arbeiten, Leistung und zügiges Studium gefordert, Jobben zum Lebensunterhalt nötig und locker-distanziertes Umgehen miteinander angesagt ist; am Ende stehen dann schlechte berufliche Aussichten.

Im Unterschied dazu will unsere Gemeinde eine christliche Gemeinschaft sein, in der diese lebensweltlichen Bedingungen und Anforderungen relativiert werden, nicht gelten. In der Gemeinde gilt „Wir sind alle Kinder, Töchter und Söhne des einen Vaters.“ Diese Aussage haben wir uns nicht selbst zurechtgelegt, sondern sie ist uns in Jesus Christus, unserem Bruder und Herrn, von Gott zugesagt. Das ausschlaggebende, neue, alleinige Gebot ist die Liebe, in der Gemeinde die geschwisterliche Liebe, die brüderliche, schwesterliche Liebe. Da Gott uns zuerst geliebt hat, überfordert uns das nicht, auch wenn wir immer wieder dabei zurückbleiben. Diese geschwisterliche Liebe bedeutet: jede und jeder ist als Person erwünscht und bejaht. Es wird nicht etwas an ihr, an ihm geschätzt, die Leistung oder die Begabung, nein, sie, er ist als Person gemeint und bejaht. Diese Liebe will die Beziehung zum anderen, sie sagt zu ihm: „Gut, daß du da bist.“ Das ist mehr als Sympathie; sympathisch ist mir nicht jede und jeder. Es geht um die wechselseitige Bejahung des anderen um seiner selbst willen, um die Gemeinschaft mit ihr, mit ihm um ihrer selbst willen. Wie befreiend, wie lebenskräftigend das ist, läßt sich erfahren.

Überflüssig zu sagen, daß diese Art von Gemeinschaft auch für alle nichtuniversitären Personalgemeindemitglieder das Grundgebot ist, der Boden, auf dem wir alle gemeinsam stehen. Auch dort, wo die Lebenswelt aus Beruf und Arbeit, aus Familie oder Alleinleben, aus Konsum und Modernitätsbewältigung, Streß und innerer Leere zusammengewirbelt ist, bleibt die menschliche Sehnsucht nach nichtrollenbedingter, unverzweckter Annahme und Anerkennung oft auf der Strecke. Die Gemeinde bietet sie.

b) Wir sind da nicht. Aber wir sind auf dem Weg. Im Gottesdienst, in kleinen Gruppen (die schiere Größe der Gemeinde kann hinderlich sein), in – vorwiegend studentischen – Arbeitskreisen und in – vorwiegend personalgemeindlichen – Hauskreisen, Bibelkreisen, Freundschaftsgruppen, Meditationskreisen, Elterngruppen usw.





Die Studierenden finden ihre Gemeinschaft vor allem über Sachverbindlichkeiten in den Arbeitskreisen. Da gibt es welche, die sich um Nichtseßhafte kümmern oder um Kinder aus der Obdachlosensiedlung, es gibt das Team und den Kreis um den Eine-Welt-Laden, oder mehr gesellige Kreise, denen es um Tanzen, Wandern, Fremdsprachen, Freizeitgestaltung geht. Bei den nichtuniversitären Mitgliedern entsteht Gemeinschaft über Personenverbindlichkeiten in Hauskreisen, Freundschaftsgruppen, Elternkreisen, Bibelkreisen. Zusammengeführt wird das in die große Gemeinschaft der Gottesdienste bei der Eucharistie. Da erleben und feiern wir, daß wir alle Kinder des einen Gottes sind, der uns Vater und Mutter ist. Angenommen, erwünscht, bejaht, so wie wir sind, mit unserer Trauer und Angst, mit unserer Freude und Hoffnung – von Gott und von den Schwestern und Brüdern.

3. Klar, es gibt eine Menge Defizite im Blick auf dieses eher idealtypische Bild. Auch ein gewisser Antagonismus zwischen den Studierenden-Mitgliedern und den nichtuniversitären Mitgliedern prägt die Gemeinde. Die Studierendengemeinde steht für Wechsel, Mobilität, neue Gesichter – jedes Semester werden Studenten mit ihrem Studium fertig, andere beginnen ihr Studium –, die Personalgemeinde steht für Kontinuität, Dauer, alte Gesichter. Aber das ist meistens eine produktive Spannung, die „Alten“ profitieren von der studentischen Dynamik, die „Jungen“ erfahren den Halt der Kontinuität. Unser aller John Henry Newman, sozusagen der Sub-Patron unserer Gemeinde unter dem heiligen Albert – hat das gut, auch für uns, auf einen Nenner gebracht: „My unchangeableness here below is perseverance in changing.“

4. Bleibt die Gemeinschaft der „Gemeinde unterwegs“ vom II. Vatikanum her: wir verstehen uns als wanderndes, pilgerndes Volk Gottes durch die Zeiten. Wir sind Suchende, Hoffende, auch Zweifelnde. Unsere Pfarrer legen das Wort Gottes im Hori-

Bildlegenden zu Seiten 122-123:

Aus dem Leben der KHG: Einblicke in den Eine-Welt-Laden. – Gastrecht für eine Roma-Familie aus Makedonien 1994/95. – Mit Gästen aus der Partnergemeinde CCU Dijon vor St. Ignaz. – Wallfahrtsbilder vom Cap Finistre (1993) und Inishmore (1995). – Fastnacht im Neumansaal 1995: „Im Reich der Tiefe“. – Musikalisches Sommerfest 1995.

zont dieses offenen Weges aus. Vorschnelle Antworten aus dogmatischer Sicherheit kommen ihnen und uns nicht so leicht über die Lippen. Wir sind auf Hoffnung hin unterwegs. Auf dieses Zeugnis lebendiger Hoffnung in der Nachfolge Jesu sind wir alle verpflichtet, „weil alle auf diesen Weg der Hoffnung geschickt, weil alle in diese Nachfolge gerufen sind – herausgerufen zur Gemeinschaft der Glaubenden, befähigt und geführt durch den Geist Gottes, den er seiner Kirche verheißen hat. (Joh 14,26; Röm 8,14.26)“ (Synodenbeschluß: Unsere Hoffnung)

(Für einige hier geäußerte Positionen bin ich unserem ehemaligen Pfarrer Dr. Werner Guballa zu Dank verpflichtet)

Dietgard Heine

4.

Es ist nicht leicht von dieser „unserer“ KHG in der „Wir-form“ zu sprechen und mir ist bewußt, daß es völlig unmöglich ist, jedem einzelnen Gemeindemitglied gerecht zu werden. Dennoch nehme ich die Herausforderung an.

Wir wollen offen sein füreinander, für Gott und die Welt. Wir wollen in partnerschaftlicher Gegenseitigkeit miteinander auf dem Weg sein, und wir wollen glaubwürdig sein in Worten und Taten! Das ist die kompakteste Antwort, doch gibt es noch sehr viel mehr von unserer Gemeinde mitzuteilen.

Wer sind „wir“?

Zur katholischen Hochschulgemeinde gehören viele verschiedene Menschen: zuerst die Studenten und Lehrenden an der Universität, dann ehemalige Studenten, die zum Teil mit ihren Familien in der Gemeinde geblieben oder zurückgekehrt sind. Darüberhinaus ist die KHG Heimat für viele Menschen, die sich von der Art der Gottesdienste und des Gemeindelebens angesprochen und angezogen fühlen. Vielschichtig sind ihre Gründe, doch immer wieder ist zu hören, daß sie in der KHG Glaubwürdigkeit und Lebendigkeit antreffen, daß es keine veralteten und verkrusteten Formen gibt und daß sie mit ihrer Meinung hier ernst genommen werden.

In der KHG stehen Offenheit und Sensibilität vor hierarchischer Unterordnung.

Im Geiste des II. Vatikanischen Konzils wollen wir miteinander auf dem Weg bleiben. Diesen Weg bereichern die Studenten mit ihrer Offenheit, ihrem Hinterfragen, ihrer Phantasie und mit ihrer Lebendigkeit, während die mittlere Generation den Blick auf die Lebensbereiche Familie und Beruf weitet und die älteren Gemeindemitglieder für Kontinuität auf dem Weg des Suchens stehen. Dieses Modell, das einen ständigen Wechsel der Studierenden und die Beständigkeit der ortsansässigen Gemeindemitglieder vereint, bietet Anlaß ständiger Auseinandersetzungen zwischen Verändern und Konservieren. Besonders problematisch wird dies, wenn die Errungenschaften des II. Vatikanums – wie von Rom z.Zt. gefordert – auch in unserer Gemeinde beschnitten werden sollen. Diese offenen Diskussionen halten uns beweglich, und es gilt, dieses Modell miteinander fortzusetzen.

In vielfältiger Weise können sich die unterschiedlichen Talente ergänzen und fruchtbar zusammenwirken. Ziel der KHG ist es einerseits, eine geschwisterliche, dialogbereite Gemeinde zu sein mit Respekt und Achtung vor anderen Meinungen und Konfessionen. Andererseits streben wir das hohe Ideal an, einen lebendigen Glauben zu leben und zu teilen – und das nicht nur in den Sonntagsgottesdiensten!

Die KHG möchte ein Ort sein, wo „Kirche sein“ erlebt und gelebt wird, wo Begegnung zwischen Gott und Mensch erfahrbar wird. Zentraler Bezugspunkt ist der Sonntagsgottesdienst, das Hören auf Gottes Wort (die frohe Botschaft) und eine zeitgemäße, hoffnungweckende Auslegung der Schrift, die Eucharistie-FEIER, die Sakramente, das Spüren des Wirkens Jesu Christi! Wichtig ist eine verständliche Sprache, eine nachvollziehbare Liturgie und die Bewahrung von Tradition, wo der Sinn auch heute noch erfahrbar ist. Formen, die als gut und wichtig erkannt wurden, gilt es ebenso zu bewahren. Hoffnung wächst, wo Menschen aufeinander hören, sich gegenseitig ergänzen, ihren Glauben teilen und sich stärken. Laien und Priester gestalten (so oft es sich ermöglichen läßt) gemeinsam die Gottesdienste. Diese geben der meditativen Ruhe einen breiten Raum. Durch die freien Fürbitten teilen wir Sorgen und Nöte.

Die Gestaltung der Gottesdienste in Verbindung mit musikalischen Elementen und verständlichen Symbolen lassen sie zu



Draisberger Hof mit Pfr. Sohns

einer Quelle der Kraft und damit zum tragenden Teil unseres Lebens im Alltag werden.

Die drei Gottesdienste – Sonntag 8.00, 11.00, 19.00 Uhr – ziehen unterschiedliche Gruppen an. Um 8.00 Uhr kommen die Frühaufsteher, die einen ruhigen, meditativen Gottesdienst bevorzugen. Zum 11.00-Uhr-Gottesdienst kommen Familien mit großen und kleinen Kindern, die Lebendigkeit und manchmal auch Unruhe bringen. Der 19.00-Uhr-Gottesdienst ist überwiegend durch die Studenten geprägt; hieran schließt sich häufig der Sonntagabendtreff an.

Das je eigene Gottesbild ist verschieden, doch scheint ein gemeinsamer Nenner bei vielen zu sein, daß Gott wie ein fürsorgender Vater und eine liebende Mutter Geborgenheit schenkt und jede/n annimmt, so wie sie/er ist! Die Größe unseres Schöpfers ist unfassbar. Immer aber ist er im Menschen, durch den er für uns erfahrbar wird und durch den die Wirkkraft seines Geistes spürbar wird.

Das Gemeindeleben umfaßt „dichte“ Feste wie Taufen, Erstkommunion, Feier der Versöhnung der Erstkommunionkinder mit ihren Familien, Firmung, Hochzeiten, Jubiläen. Solche besonderen Anlässe fördern den Gedankenaustausch und die Gemeinsamkeiten der Gemeindemitglieder ebenso wie das jähr-

liche Gemeindefestwochenende, die monatlichen Gemeindefestessen und der „kleine Gemeindefesttag“, Semestereröffnungs- und -abschlußgottesdienste mit Fest, das Patronatsfest und die gemeinsamen Sommerfeste.

Kinder-Heimat-Gemeinde möchten wir auch sein! Das gemeinsame Musizieren in besonderen Gottesdiensten und das aufmerksame Mitfeiern der Wandlung, bei welcher die Kinder sich um den Altar versammeln, ist ebenso selbstverständlich, wie das „Sich-zu-Hause fühlen“ der Kleinsten in der Kirche.

Eltern engagieren sich und bereiten Kindergottesdienste vor, die in drei Altersgruppen 14tägig stattfinden. Die Vorbereitung für die Erstkommunion wäre ohne die Eltern gar nicht möglich. Die sich anschließenden Gruppenstunden werden von den Jugendlichen der Gemeinde angeboten und finden statt, solange die Gruppe zusammen bleiben kann.

Die Jugendlichen gestalten gelegentlich ihre eigenen besonderen Gottesdienste.

Bei allen Aktivitäten und Sakramentenvorbereitungen sind unsere hauptamtlichen Seelsorger Dreh- und Angelpunkt.

Organisationstalent und Flexibilität erfordern folgende Aufgaben, die oft genug spontan anfallen: Kirchenasyl, politische Kritik, ökologische Fragen, kirchenspezifische und völkerverbindende Aktivitäten bis hin zum KirchenVolksBegehren.

Neben der Behandlung der konkreten Anliegen wächst die Gemeinschaft unter den Beteiligten auch im Geiste Jesu. Solche Gemeinschaft mit und in und durch Christus wird in vielen Familien- und Gesprächskreisen ebenso gepflegt.

Ein breites Arbeitskreisangebot steht in jedem Semester zur Teilnahme für jede/n zur Verfügung. Gemeinsame Bildung und Kultur (Ausstellungen, musikalische Darbietungen, Vorträge, Studientage) werden angeboten und könnten vielleicht noch erweitert werden.

Zum Schluß eine sehr ernst gemeinte Aussage eines Seniors aus der Gemeinde: „Es ist uns nicht gleichgültig, wo wir den Gottesdienst besuchen und am Gemeindeleben teilnehmen! Die KHG ist für uns der Ort, wo wir Hoffnung haben und nach unseren Vorstellungen und Möglichkeiten gute Bedingungen für unser Leben schaffen wollen.“

Dr. Leo Karrer hat seine Idealvorstellung von Kirche in seinem Artikel „Was ist los mit der Kirche“ so ausgedrückt: „daß Kirche zum Raum wird, wo Menschen die Gottesfrage stellen und wo

Gott inmitten der widersprüchlichen Wirklichkeit ankommen darf.“

Ich glaube, diesem Ideal sind wir in „unserer KHG“ dicht auf der Spur!



Kirche für die Uni – Ansätze zur Konzeption einer Hochschulseelsorge in Deutschland

Matthias Kliegel, Richard Hartmann

Zur Situation der Studierenden

„Eigentlich weiß die Kirche doch gar nicht mehr, mit wem sie es heute zu tun hat!“ (S.H., Studentin, 21) Diese Anfrage ernstnehmend muß eine Konzeption von Hochschulpastoral mit einer Analyse der Situation von Studierenden beginnen. Studien zur Lebenswelt von Studierenden, die vom Psychologischen Institut der Universität Mainz durchgeführt wurden, zeigen deutlich, daß dieser Lebensabschnitt eine sehr konflikträchtige Zeit ist und die Universität mehr als eine Bildungsstätte: „Neben der Aufgabe der Hochschule, Wissen zu vermitteln und zukünftige Akademiker auszubilden, nimmt sie auch die Rolle einer ‘Sozialisationsagentur’ ein, die für die psychosoziale Entwicklung des Studierenden in seiner Übergangssituation von Elternhaus und Schule zum Beruf von besonderer Bedeutung ist.“ (Endres, 1992) Die beginnende Loslösung vom Elternhaus, eigene Haushaltsgründungen, Zerbrechen alter Beziehungen und Entwicklung neuer Freundschaften sind nur einige Beispiele für Krisen des Studienbeginns. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wird von den Studierenden erwartet, das Leben nun aus eigenen Kräften zu gestalten. Im Gegensatz dazu werden ihnen aber wesentliche soziale Rechte von Erwachsenen vorenthalten; z.B. nehmen Studierende als Studierende nicht am bezahlten Arbeitsprozeß teil, sondern bleiben durch Fremdfinanzierung weiter von den Geldgebern abhängig („prolongierte Adoleszenz“). Die immer öfter notwendigen Nebentätigkeiten schaffen hier keinen Ausgleich, sondern verschärfen die Situation nur durch die Doppelbelastung bzw. Doppelrolle.

Ein anderes Problem ist die oft beklagte Anonymität an den Hochschulen; der/die einzelne droht in der Masse unterzugehen – gerade dann, wenn es Studierenden schwerfällt, in einer neuen Stadt Heimat zu finden. Abschied und Neubeginn sind typische Situationen der studentischen Lebenswelt. Werden Erwartungen an das Studium enttäuscht, kommt es außerdem häufig zu Orientierungslosigkeit und Unsicherheit. Ein nicht zu unterschät-

zendes Phänomen ist schließlich der Leistungsdruck und die damit verbundene Prüfungsangst, oft verstärkt durch Erwartungen von außen.

Während sich die Intensität der Probleme im Laufe des Studiums abzuschwächen scheint, kommt es am Ende wieder zu einer Verschärfung: mangelnde Berufsaussichten, drohende Arbeitslosigkeit, Zukunftsangst.

Innerhalb dieser Krisen eröffnen sich aber Möglichkeiten und Notwendigkeiten positiver Gestaltung des eigenen Lebenswegs. Politisch-gesellschaftlich-kirchliches Engagement verbunden mit immer neu aufbrechenden Fragwürdigkeiten sind die großen Chancen dieses Lebensalters. Es ist die Zeit der wegweisenden Entscheidungen. Notwendig sind hier Begleitung und Unterstützung beim Erwerb sozialer Kompetenzen.

Gemeinde der Studierenden als Paradigma christlicher Existenz

F. Klostermann schreibt 1976: „Kirche ereignet sich wesentlich in und als Gemeinde.“ Im Blick auf Gemeinden von Studierenden könnte man präzisieren: Kirche ereignet sich paradigmatisch in und als Gemeinde von Studierenden. Wie in der Analyse deutlich wurde, ist die studentische Situation typisch für die christliche Existenz in dieser Welt: zwischen „schon“ und „noch nicht“, was kommt, ist unsicher: Vorläufigkeit in Raum und Zeit ist ein Wesenszug studentischer Lebenswelt – viel radikaler als zuvor und danach. In diesem Lebensalter erhalten Studierende Erfahrungswissen über die Grundgestalt des kirchlichen Selbstverständnisses: entschiedene Vorläufigkeit.

So sind Hochschulgemeinden weitgehend von „Entscheidenden“ geprägt – für bestimmte Orte, Themen und Zeiten: Studierende entscheiden sich für die Zugehörigkeit zu einer Hochschulgemeinde, Studierende entscheiden sich innerhalb der Gemeinde für bestimmte, abgegrenzte Arbeitskreise, Studierende entscheiden sich für bestimmte „heilige Zeiten“ – heiligende und zu heiligende Zeiten.

Pastoral im Vorübergang

Pastoral im Vorübergang ist eines der Schlagworte der momentanen kirchlichen Anstrengungen. Das Bleibende der Hochschul-

gemeinde ist tatsächlich der Wandel. In jedem Jahr und jedem Semester gehen Menschen, kommen andere. Sie suchen Kontakte, probieren, ob sie hier anknüpfen können, und gehen wieder, zum Teil einfach, weil ihre Biographie sie woandershin verschlägt, zum Teil auch, weil sie bei uns keinen ihnen angemessenen Platz gefunden haben. Unsicherheit und Orientierungslosigkeit bewegen sie ebenso wie die Suche nach Kontakten in einer anonymen Umwelt. Viele Anknüpfungspunkte sind darum wichtiger als die festgefügte Position einer Gemeinde, zu der jemand ganz oder gar nicht gehört. Für diejenigen, die fest und verbindlich da sind, ist es manchmal fast eine Zumutung zu ertragen, wie Neue kommen, auswählen und austesten, ihre Zeiten bestimmen und wieder gehen.

„Heilige Zeiten“ sind nicht vom Kirchenjahr her bestimmt, sondern von den Studiererfahrungen und -bedürfnissen. Der Beginn des Studienjahres – Semestereröffnung im Wintersemester – ist die wichtigste Zeit. Gottesdienst und Fest sind Begegnungsorte, an denen viele sich wieder sehen und andere, manchmal erschlagen von der Vielzahl, erste unsichere Blickkontakte suchen: Finde ich hier, was ich brauche? Immer mehr sind es erst Studierende im 3./4. Semester, die nach der Anforderung der Uni auch ihr anderes Alltagsleben neu gestalten und Anschluß suchen. Prüfungen sind dann wieder Krisenzeiten, wo die Kirche als Ruhepunkt, die Selbsterfahrungsgruppen und die Einzelseelsorge als Stütze und Sicherheit gesucht werden. Wenn dann die Studienzeit vorbei ist, schließt sich für nicht wenige eine weitere KHG-Zeit an, eine Zeit, die die Umstellung auf einen neuen Lebensstil erleichtern soll. Nicht wenige dieser Berufseinsteiger prägen das Bild der Gemeinde.

Herausforderungen für Gemeinde

Vor diesem Hintergrund sind die vier Dimensionen kirchlicher Praxis zu gestalten:

Koinonia: Gemeinschaft gegen Anonymität

Wer niemanden am neuen Studienort kennt, hat die Chance, in KHG und Wohnheim Menschen kennenzulernen, ihren Namen zu erfahren und selber „einen Namen zu haben“, gegen die Anonymität.

Gemeinschaft bietet die Hochschulgemeinde an: Gemeinschaft im gemeinsamen Feiern, Beten, Fragen, Diskutieren, im Essen am Sonn- und Werktag. Sie bietet zugleich Raum an, selber Menschen zusammenzuführen und zu organisieren. Selbst- und Mitbestimmung sind dabei eine ganz wichtige Voraussetzung. Die meisten Studierenden erleben den Aufbruch an einen Ort als neue Chance, ihr Leben und ihre Gesellungsformen selber zu organisieren. Ein großer Vorschuß an Freiraum muß dafür gewährt werden. Zugleich ergibt sich daraus die Problematik der Kontinuität. Wer prägt und bestimmt die Dinge, die über die momentanen Anliegen und Organisationsformen hinaus gelten? Der Gemeinderat hat die Verantwortung, dies zu leisten, steht aber selber in der Problematik des jährlichen Wechsels. Somit werden bei allem Willen von Demokratie und Mitbestimmung zunächst die Hauptamtlichen zu Kontinuitätsträgern der Gemeinde. Weitere Kontinuitätsträger in den Hochschulgemeinden sind jedoch auch die, die weit über ihre Studienzzeit hinaus oder auch durch die Art der Gemeinde angezogen über Jahre und Jahrzehnte das Leben mit prägen und zusammenführen. Gerade darin liegt eine besondere Stärke der Mainzer Gemeinde, auch wenn es für Neue, die gerne Anfangsarbeit machen wollten, selber ganz neu ausprobieren wollen, etliche Reibungsflächen gibt.

Martyria: missionarische Gemeinde bietet Orientierung an

Eine Hochschulgemeinde wird zugleich auch eine missionarische Gemeinde sein, – nicht indem sie durch ein aufdringliches Bekenntnis einen „heiligen Rest“ zu sammeln sucht, sondern indem sie reizt zur Auseinandersetzung mit Gott, Sinn und Leben, indem sie Ansatzpunkte für viele Menschen verschiedener Prägung bietet, die sich in freier Wahl für diese Themen entscheiden. Zentral ist dabei die unzerbrechbare Bereitschaft, sich auf den Dialog einzulassen. Wie kaum an anderem Ort müssen Fragen gestellt werden. Verschiedene Positionen sind herauszuarbeiten, gegebenenfalls müssen Dissense auch als solche markiert werden. Etliche Aporien tun sich auf, weil für Fragen um Wahrheit und Offenbarung keine abschließenden Antworten zu geben sind. Darum wird Gemeinde dabei keine monolithische Ausrichtung ermöglichen. Die Studierenden können keine Identitätsanleihen machen, die ihre Sozialisation vereinfacht. Sie werden vielmehr damit konfrontiert, anhand der vielfältigen Anre-

gungen doch ihre eigene Orientierung zu finden, die Wegstrecken ein wenig auszuprobieren und sich dabei von anderen begleiten und stützen zu lassen.

Somit steht die Hochschulgemeinde hier auch in der Spannung zwischen Einheit und Pluralität. Sie wird eine weite Bandbreite von Meinungen und Ausdrucksformen des Glaubens zulassen und darf dabei durch die Art ihrer Verkündigung zugleich ihre je eigene Überzeugung nicht verraten und verleugnen.

Diakonische Gemeinde: zur Bewältigung der Doppelbelastung

Diakonia meint Sorge-tragen für konkrete Menschen – für Studierende und Hochschulangehörige. Die Sorgen der Studierenden – Unsicherheit, Heimatlosigkeit, Leistungsdruck, Finanzprobleme, ihre oben beschriebene Doppelbelastung und -rolle – sind in einer diakonischen Gemeinde aufzufangen und mitzutragen. Das Potential einer Gemeinde als einer Lebens(abschnitts)-gemeinschaft, psychosoziale Konflikte zu lösen, ist immer wieder neu zu entdecken und von den Studierenden in Begleitung der Hauptamtlichen zu verwirklichen. Konkret sind Einrichtungen wie Wohnheime, Kinderkrippen, Beratungsstellen u. ä. Ausdruck einer institutionellen Solidarität. Wesentlich ist aber, daß Studierende die Übergangssituation gemeinsam gestalten aus dem Grund einer Theologie der gelebten Hoffnung. Die christliche Botschaft der Hoffnung ermöglicht hier die skizzierte Haltung der entschiedenen Vorläufigkeit. Sie vor- und mitzuleben heißt Sorge tragen.

Liturgische Gemeinde: Beziehungen zur Transzendenz

Lebendig erfahrbar und symbolisch verdichtet kommt dies in der Liturgie zu Sprache. Die gemeinsame Feier des christlichen Hoffnungsgrundes gewährt Schutzräume und Heil, stiftet Beziehungen über die konkret erlebte Wirklichkeit hinaus. Im Raum zwischen „schon“ und „noch nicht“ wird dieser selbst als heilig erfahren. Mit dem Raum werden die Zeiten heilig. Heiligende Zeiten der Heilsgeschichte und zu heiligende Zeiten des studentischen Lebens: Studien- und Semesterbeginn, Prüfungswochen und Semester- bzw. Studienende. Die Wahrhaftigkeit einer solchen Liturgie erfordert, daß traditionelle Formen immer neu bedacht und kritisch geprüft werden, damit Liturgie Sprache zwischen Gott und den jeweiligen Menschen bleibt. Berührt, das meint „in Kontakt leben“, das ermöglicht eine Liturgie, die nicht rituali-

stisch sondern lebensbezogen zu sein versucht. Darin wird ein Grundbedürfnis der Studierenden aufgegriffen.

Hochschulgemeinde – offene Gemeinde

Schließlich wird die Hochschulgemeinde als Gemeinde für eine bestimmte Zeit sehr intensiv dazu beitragen, Menschen über den eigenen Horizont hinausblicken zu lassen, Beziehungen und Netzungen zu stiften. Das Miteinander mit Studierenden verschiedener Nationalitäten bezeichnet die Internationalität ebenso wie die Partnerschaft zu bestimmten Gemeinden anderer Länder. Durch das ERASMUS-Programm und andere Austauschprogramme werden mehr denn je Studierende für ein Jahr in einem anderen Land studieren. Die Kontakte zu anderer Länder Hochschulgemeinden bieten sich direkt an. In unserem Falle sind sie mit der Partnerschaft zum Centre Catholique Universitaire (CCU) Dijon auch verwirklicht. Aber auch der innerdeutsche Blick über den Tellerrand ermöglicht eine Weitung der eigenen Wahrnehmung von Kirche. Andere Hochschulgemeinden und andere Kirchengemeinden kennenzulernen, den Ausdruck unseres Glaubens auch in den anderen Konfessionen und Religionen zu erfahren trägt dazu bei, den eigenen religiös-kirchlichen Standpunkt zu bestimmen und zu sichern.

So sehr diese Herausforderungen der Pastoral aus dem Blick der Studierendensituation beschrieben sind, so sehr verdeutlichen sie, daß das Erscheinungsbild von Kirche sich anders und neu prägt. Wen wundert, daß eine dialogische und offene Gemeinde, die so sehr in der Berührung mit dem jeweiligen Zeitgespräch steht, auch weit über den Horizont Studierender hinaus attraktiv ist. So ist nicht nur in Mainz, sondern auch in anderen Städten die KHG ein Anziehungspunkt, der über die enge Zielgruppe weit hinaus wirkt. Für die Studierenden bedeutet dies, daß sie noch viel mehr Gesprächs- und KontaktpartnerInnen haben; zudem wird eine Kontinuität möglich, die nicht Semester für Semester Kirche als neu zu erfinden präsentiert. Bei allen Reibungspunkten und möglichen Konflikten liegt darin eine der besonderen Chancen der Hochschulpastoral.



Warum gehe ich heute in die KHG?

Es ist eine aufgeschlossene Gemeinde. Ich fühle mich dort wohl.

Wegen der Gemeinschaft (Familie) in der ich mich – so wie ich bin – akzeptiert fühle

Weil ich in deren Wohnheim wohne

Nichts liegt näher!
Die Röscher's

Seit sieben Semestern studiere ich in Mainz. Erst jetzt entdecke ich die KHG. Es gefällt mir hier gut. Ich fühle mich wohl in dieser Kirche. Vielleicht ist das das, was ich gesucht habe. Ich komme jetzt öfters vorbei. J.J.

Weil die KHG eine offene lebendige Kirche ist, eine Gemeinschaft von jungen und auch älteren Menschen, von Familien, die miteinander Glauben erfahren, miteinander reden, sich die Hände reichen, lachen und singen... (M. Sieben)

Der schöne nahe Kirchenraum. (S. Gradinger)

Ich bin KHG'ler, weil dort auch Kinder sein dürfen, wie sie sind und weil dort auch die versammelte Gemeinde und die engagierten ehrenamtlichen Mitarbeiter Gottes Wirken und befreiende und belebende Kraft spürbar machen. (Josef Dorfner)

Weil ich nicht anonym in einer Großstadt leben möchte und ich auf kirchlicher Basis viel interessante Angebote für mich entdecken kann und Menschen finde, mit denen das Leben leichter zu leben ist!

Die neuen Lieder, die Fürbitten bei denen ich mich immer wieder gefordert fühle

Geschichte geworden: Faszination – Desillusionierung – Alltag und immer gleicher Ärger wie Familie! Außerdem ist der Himmel anderswo sicher nicht blauer. (Ursula)

Die unterschiedlichsten Menschen mit ihren Gaben und Begrenzungen, eben Menschen, die zum Gottesdienst kommen und feiern.

Wegen der Predigt.

Die Vielfalt der Möglichkeiten, sich persönlich einzubringen.

Weil ich Gott suche und nicht alleine leben will. (Diethelm)

Kritische Anmerkungen an uns als Kirchengemeinde, aber auch an die Amtskirche.

Weil hier ein spiritueller Geist weht, wie ich ihn in anderen Kirchen nur selten finde. (Wolfgang Adams)

Da ist einmal meine persönliche Lebensgeschichte, die mich in der eigentlichen Heimatgemeinde in meiner momentanen Situation nicht Fuß fassen läßt.

Beten des Priesters z.Z. in heutigem Sprachgebrauch in der Eucharistie.

Weil ich die Kirche nicht nur sonntags erleben will, weil ich Kontakt zu Leuten außerhalb meiner Studienfächer suche, weil mir die KHG durch ihre Offenheit und Vielfältigkeit gefällt, weil in der KHG Mitbestimmung und Demokratie mehr als anderswo möglich sind.

Weil es eine „suchende Gemeinde“ ist, die im Sinne der „Nachfolge Christi“ versucht zu leben. Was man von der röm.-kath. Kirche nicht mehr behaupten kann, sie „driftet“ ab vom Christentum; vertritt m.E. nicht mehr die Botschaft des Jesus Christus. (NN 58 J.)

Weil sich da die alte Kirche immer erneuert. (Dr. Georg Sieben)



HERMANN

DURCH GOTTES BARMHERZIGKEIT UND DES HEILIGEN APOSTOLISCHEN STUHLES GNADE
BISCHOF DES HEILIGEN STUHLES VON MAINZ

Urkunde über die Errichtung der Pfarrkuratie St. Albertus in Mainz

1. Gemäß can 1428 CIC und den übrigen Bestimmungen des allgemeinen und diözesanen Rechtes errichten wir nach Anhören des Domkapitels und aller hierfür in Betracht Kommenden unter Berücksichtigung von can 1427 § 2 CIC aus Teilen der Pfarrkuratie St. Achatius in Mainz Zahlbach und St. Johann Evangelist in Mainz-Gonsenheim die Pfarrkuratie und Kirchenstiftung St. Albertus in Mainz. Zur Pfarrkuratiekirche bestimmen wir die auf den Titel St. Albertus geweihte Kirche in Mainz, Saarstraße 20.
 2. Zu der Pfarrkuratie St. Albertus gehören
 - a) das Gebiet der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz mit folgender Grenze: Albert-Schweitzer-Straße, Dalberg-Weg, verlängerte Anzengasse, Saarstraße;
 - b) das Grundstück Saarstraße 20, d.i. das Newmanhaus mit Nebengebäuden.
 3. Die Pfarrkuratie St. Albertus in Mainz gehört zum Dekanat Mainz-Stadt.
-
9. Die Bestimmungen dieser Urkunde treten mit dem 1. Januar 1963 in Kraft.

Mainz, den 21. Dezember 1962



Hermann
Bischof von Mainz

Daten zur Geschichte der KHG Mainz

Franz Dumont, Franz Neubauer

1946

- 1.5. Ernennung von Dr. Ernst Straßer zum Studentenvorfarrer der „Katholischen Studentengemeinde“; Sitz ist zunächst das Wendelinus-Heim (Gonsenheimer Wald), dann das Konvikt (Greibenstraße)
- 22.5. (Wieder-)Eröffnung der Universität Mainz durch die französische Besatzungsmacht

1948

- August Bericht von Pfarrer Straßer: An der Mainzer Uni gibt es 3000 katholische Studierende (50% der Studentenschaft); in der KSG bestehen 25 Kreise; Sonntagsgottesdienste in der Kapelle der Englischen Fräulein und im Dom
- November Erste Geldzuwendung des Bistums in Höhe von 2100 DM

1949

- 28.5. Einweihung der Universitätskapelle in einem Keller am Forum, heute Becherweg 4
- Juni Erste Wallfahrt nach Limburg, Ursprung für die späteren Nachtwallfahrten in den Rheingau

- 1950 Studentenverbindungen sind wieder zugelassen; in der KSG etablieren sich nun CV, KV und Unitas (seit 6.3.49) neben den „neustudentischen“ Gruppen wie Christophorus, Heliand und Bund Neudeutschland

1951

- Frühjahr Einzug in die ersten Räume des Newmanhauses

1954

- 24.6. Errichtung der Kirchenstiftung St. Albert; die Gemeinde erhält gewisse Eigenständigkeit in Finanzen und Bauen

1957

- 1.9. Nach Versetzung von Dr. Straßer wird Walter Seidel Studentenseelsorger (am 1.1.1960 zum Pfarrer ernannt)

1961

- 1./2.7. Einweihung des neuerrichteten Studentenheimes im Newmanhaus, Benediktion der Kirche St. Albert durch Kapitularkvikar Haenlein

1962

- 11.10. Rom: Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils, das in der KSG und ihren Gruppen lebhaft begrüßt wird
21.12. Errichtung der Pfarrkuratie St. Albert

1963

- 19./20.1. Konsekration der Albertus-Kirche und des Altars (Reliquiengrab St. Pius und St. Zeno und Gefährten) durch Bischof Hermann Volk
Juli Glockenweihe durch Weihbischof Josef Maria Reuß

1964

- 16.2. Orgelweihe

1965

- 21.1. Evangelisch-katholischer Wortgottesdienst im „Albert-Schweitzer-Haus“ (ESG)
8.12. Abschlußsitzung des Zweiten Vatikanums, dessen Dekrete (vor allem zur Liturgie und Religionsfreiheit) in der KSG und ihren Gruppen rasch umgesetzt werden; starker Impuls für die ökumenische Arbeit

1966

- 16.4. Kurt Sohns wird Kaplan in St. Albert

1968

- Januar Mit dem „Arbeitskreis Gesellschaftspolitik“ wird die KSG bei den Wahlen zum Studentenparlament erstmals direkt (hochschul-)politisch aktiv

Sommer Umsetzung des Tabernakels vom Altar an die Säulen
 November Erste Anzeichen einer politischen Polarisierung innerhalb der KSG; verstärkte Kirchen- und Gesellschaftskritik

1969

Mai Aus der KSG wird eine „Katholische Hochschulgemeinde“. Die bisherige Repräsentanz der Gemeinde durch den Pfarrer und studentische Sprecher soll durch einen zum Teil direkt gewählten Gemeinderat ersetzt werden.

22.5. Versetzung von Pfarrer Seidel und Ernennung zum Akademikerseelsorger; Kaplan Sohns wird Pfarrverwalter in St. Albertus und Hochschulpfarrer

Oktober Bildung eines Gemeinderates; „Brötchen-Verkaufsaktion“ der KHG als Protest gegen die Preise in der Uni-Mensa

1.12. Pater Dr. Josef Krasenbrink OMI wird Hochschulpfarrer (bis Ende WS 1978/79, bleibt aber der KHG weiter verbunden)

1971 Diskussion von Thesen zum politischen Engagement von Kirchengemeinden; Kritik an der Bischofskonferenz.

Die KHG mietet in Mainz und Umgebung (bis 1990) Objekte zur Unterbringung Studierender an.

12.5. Geschäftsordnung und Statut des Kirchenstiftungsrates

Juni Erster Kindergottesdienst im Flachbau

Oktober Mit Wolfgang Sehrbrock (Dipl. Psychologe) erhält die KHG erstmals einen Gemeindeassistenten

1972

Januar/Juli Diskussion um ein „politisches Mandat“ der Gemeinde und deren „Parteilichkeit“. Differenzierung in „Gottesdienst-“ und „Arbeitsgemeinde“

Oktober Annemarie Dane (Melcher) wird Gemeindeassistentin (bis Sommersemester 1977)

1974 Beginn der Kinderkatechese infolge struktureller Veränderungen in der Gottesdienstgemeinde, zu der immer mehr junge Familien gehören

1976 Beginn der Beratung von Kriegsdienstverweigerern

- 1977
Oktober Paul Heinz Steffgen (Dipl. Theologe) wird Gemeindeassistent
- 1979
Sommer Eröffnung des „Dritte-Welt-Ladens“; Bildung einer „Basisgemeinde“ nach lateinamerikanischem Vorbild; Entstehung der Haus- bzw. Familienkreise; Rückgang der traditionellen Gruppen
- 1980
Januar Befragung der Gemeinde über ihre liturgischen und pastoralen Vorstellungen und Anliegen
- 1981/82 Auseinandersetzungen um Pfarrer Kurt Sohns, dem vom Ordinariat ein falsches Kirchenverständnis und eine „Politisierung“ der KHG vorgeworfen werden. Die Gemeinde will ihn als Pfarrer behalten, dennoch
- 15.2.82 Versetzung von Kurt Sohns nach Offenbach, St. Paul. An seine Stelle tritt der am 16.2. zum Hochschulpfarrer ernannte Dr. Werner Guballa
- 1984 Eine psychologische Beratungsstelle wird eingerichtet; dort wirken Monika Brinkmann(-Kramp), Anne Kaiser (seit 1987) und Birgitt Dahlem (1992-1996)
- 1985
1.4. Martina Pentz und Hubert Frank werden Gemeindeassistenten der KHG
- 1987 Dr. Karl Josef Ludwig (Theolog.-Pastorales Institut), der seit 1971 in der KHG Eucharistie feiert, offiziell St. Albert zugeordnet.
Die KHG richtet eine ABM-Stelle ein: Mechthild Stein kümmert sich u.a. um das SOFA, eine Kontaktstelle der KHG auf dem Campus, die bis 1990 besteht.
- 19.6. Am Tag nach der Erstkommunion (Fronleichnam) kommt es im Kühlraum zu einer schweren Gasexplosion; sie fordert zwei Todesopfer: Eduard Fritz-

ler, den Sohn des Hausmeisters, und Evelina di Ciocco, ehemalige Leiterin der Mensa

1988

Oktober Als Nachfolger des ausgeschiedenen Eugen Fick wird Thomas Müller Kaplan in St. Albert
Die Gottesdienste in St. Albert werden stark besucht, nicht nur von Hochschulangehörigen, sondern auch von vielen Gläubigen aus anderen Pfarreien

1989

1.7. Thomas Müller wird (2.) Pfarrer der KHG (am 1.7.91 nach Mainz-Mombach versetzt)
Oktober Michael Zimny (Dipl. Theologe) wird Gemeindeassistent als Nachfolger von Hubert Frank

1991

15.2. Versetzung von Dr. Werner Guballa nach Darmstadt, St. Ludwig; Dr. Richard Hartmann wird Hochschulpfarrer
1.8. Hans Bönisch wird Kaplan in St. Albertus (bis 1.10.92)
Umfassende Innenrenovierung von St. Albert, Umgestaltung des Altarraums, neue Bestuhlung und neues Taufbecken

1992

1.5. Mit der Einweihung ihres Neubaus hinter dem Newmanhaus erhält die Kinderkrippe ein neues Konzept
Die Türfenster im westlichen Seitenschiff werden von Elke Pfaffmann neu gestaltet
1.8. Hubert Frank wird ständiger Diakon der KHG

1993

22.11. Gemeindestatut und Wahlordnung der KHG werden nach etlichen vorangegangenen Änderungen neu gefaßt

1994

Jan. Aufstellung eines Wohnwagens als Übergangsunterkunft für Obdachlose

- Febr. Die KHG gibt einer makedonischen Romafamilie Unterkunft, sie gewährt Gastrecht im Asylverfahren (bis September 1955).
- 7.4. Die neu gestaltete und zum Innenhof hin erweiterte Mensa wird eröffnet.
- 22.5. Mit 27 Kindern gibt es in St. Albert die bislang stärkste Gruppe von Kommunionkindern
- 10.6. Premiere des „Albertusmusicals“

1995

- 15.9.-15.11. Für das Dekanat Mainz ist die KHG Koordinationsstelle für das Kirchenvolksbegehren.



Wege

Richard Hartmann

Eine der Grundfragen von Kirche in unserer Zeit ist die nach der Klammer der Einheit. Ein einheitliches und letztlich eindeutiges Bild von der KHG wird sich am Ende dieser Schrift keiner machen können. Vielmehr wird jedem und jeder deutlich, wie sehr verschiedene Wege in Gegenwart und Geschichte der Gemeinde beschritten wurden. Viele haben mit angegeben, wohin die Reise geht. Es sind dies meines Erachtens nicht nur die Pfarrer, die am Beginn dieser Festschrift zur Sprache kamen. Sie werden sicher für etliche Erinnerungspunkte sein für die Zeit hier. Die Rolle der Pfarrer war wohl immer wieder, die Vielfalt der Wege, die Unterschiedlichkeit der Wege von Verbänden und einzelnen, Hauskreisen und Arbeitsgruppen, von Familien und Orientierung suchenden Studierenden, von traditionell geprägten und leidend kritischen Menschen zusammenzuhalten. Das Spannende unserer Gemeinde ist nämlich, daß trotz dieser Verschiedenheit, trotz der Pluralität der Gemeinde ohne viele formale Klammern eine gemeinsame Zielrichtung deutlich wird. Wenn der Volksmund weiß, daß viele Wege nach Rom führen, so mag das nicht unsere Wirklichkeit beschreiben. Wenn wir jedoch spüren, wie viele Wege zu Christus und durch ihn zum Menschen führen, dann schafft dies in anderer Form die Klammer, die unsere Nähe bezeichnet.

Immer wieder gibt es auf diesen Wegen Kreuzungen, an denen eine neue Verhandlung ansteht, wohin es nun geht. Wenn ich die Geschichte und die Gegenwart unserer Gemeinde betrachte, so scheint mir fast, daß immer wieder die Kraft wirkte, solche Verhandlungen nicht zwingen zu müssen. Und selbst, wenn an Kreuzungen sich die Wege manchmal auch konfliktreich trennten, wunderte man sich später, daß am nächsten oder übernächsten Haltepunkt, die Wege auch wieder zusammenführten. Gerade im zurückliegenden Jahr, in dem von etlichen Gemeindegliedern mit außergewöhnlichem Einsatz und was die Unterschriftenzahl betrifft außerordentlichem Erfolg das KirchenVolksBegehren vorangetrieben wurde, wurde deutlich, daß „selbst in der KHG“ nicht alle einer Meinung über ein solches Projekt sind. Und das ist gut so.

Wenn ich spazieren gehe, gar eine Wanderung unternehme wie die Irlandfahrt 1995, wäre es für mich langweilig, nur einen abgesteckten Parcours laufen zu dürfen. Das Ziel im Blick suchen wir die je möglichen und interessanten Wege, und gerade das macht den Reiz solcher Erfahrungen aus.

Ich verschweige nicht, daß dies gerade auch für die Hauptamtlichen manchmal schwer ist, da sie es eben nicht mit einer eingepferchten Schafherde zu tun bekommen, die durch gute Schäferhunde zusammengebellt werden. Wir mußten und müssen uns selber immer wieder auf die neuen Perspektiven, die neuen Wege und Versuche einlassen. Aber gerade das ist es, diese Offenheit und Weite sind es, die die Prozesse spannend machen, Prozesse, die Semester um Semester mit neuen Gemeindegliedern neue Impulse bringen.

Dies jedoch wäre ein tragendes Bild für die Zukunft unserer Kirche. Daran festmachen kann ich mich, weil ich fest darauf vertraue und hoffe, daß es der Geist Gottes selber ist, der uns dabei nicht aus den Augen verliert. Und wenn manchmal der Weg sumpfig, steinig oder steil ist, wenn manchmal auch eine Sackgasse oder ein Holzweg zur Umkehr zwingt, hält uns doch das Pauluswort:

„Die Hoffnung aber läßt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm 5,5)



Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Stefan Albrecht, stud. phil., Newmanhaus.
Dr. Peter Baader, Bibliothekar, Mitglied des Arbeitskreises
Gemeindepastoral
Dr. Martina Beckmann, Richterin, Mitglied des Gemeinderats
1994/95
Brigitt Dahlem, Dipl. Psych., Mitarbeiterin der psych. Bera-
tungsstelle 1992-96
Dr. Franz Dumont, Historiker
Eva-Maria Brückner von Eiff, Künstlerin
Hubert Frank, Dipl. Theol., Diakon
Edda Gerhart, stud. phil., Newmanhaus
Msgr. Dr. Werner Guballa, Pfarrer St. Ludwig, Darmstadt
Dr. Richard Hartmann, Hochschulpfarrer (seit 1991)
Dietgard Heine, Mitglied Arbeitskreis Gemeindepastoral
Anne Kaiser, Dipl. Psych., Mitarbeiterin der psych. Beratungs-
stelle seit 1984
Matthias Kliegel, stud. theol. et psych., Mitglied des Gemeinde-
rats seit 1994
Kai Köster, stud. med., Newmanhaus
P. Dr. Josef Krasenbrink OMI, Rektor Rochusberg
Johanna von der Linden, Elterninitiative Kinderkrippe 1980-83
Dr. Mabialla Mantuba-Ngoma, Professor für Anthropologie an
der Universität von Kinshasa/Zaire (war von 1980-1990 zum
Studium in Mainz.)
Dr. Gerd Massoth, Verwaltungsjurist
Dr. Norbert Müller, Universitätsprofessor in Mainz
Dr. Franz Neubauer, Lehrbeauftragter Universität Mainz
Matthias Otto, Diplom-Physiker, Mitglied des Gemeinderats
1993-94
Annette Retz-Gruber, Elterninitiative der Kinderkrippe 1984-91
Elke Riebel, Dipl. Soz.-Päd., Leiterin der Kinderkrippe
Prälat Walter Seidel, Direktor des Bildungszentrums Erbacher
Hof
Kurt Sohns, Pfarrer St. Paul, Offenbach
Dr. Ernst Straßer, Domkapitular em.
Monika Tix, stud. theol., Newmanhaus
Eva Wagner, Schülerin

Dr. Christian Wilhelm, Universitätsprofessor für Botanik, Leipzig

Dr. Ewald Zacher, Verwaltungsjurist, Mitglied des Kirchenverwaltungsrats 1976-95



Nachwort der Herausgeberin der Reihe „Mainzer Perspektiven“

Dr. Barbara Nichtweiß

Die Reihe „Mainzer Perspektiven: Berichte und Texte aus dem Bistum“ möchte verschiedenen diözesanen Einrichtungen, Projekten und Initiativen Raum zur Darstellung ihrer je besonderen Entwicklungen, Erfahrungen und Ziele geben. Mit den unterschiedlichen Aufgabengebieten wird dabei auch die lebendige Vielfalt eines Bistums sichtbar.

Die Reihe wird von der Öffentlichkeitsarbeit des Bistums Mainz herausgegeben. Je nach Bedarf wird seitens der Verantwortlichen der Öffentlichkeitsarbeit den Einrichtungen, die sich in den „Mainzer Perspektiven“ vorstellen wollen, Hilfe bei Konzeption, Redaktion und Gestaltung ihrer Schrift angeboten und gewährt, wobei zugleich jedoch auch der Eigeninitiative und den eigenen Möglichkeiten der jeweiligen Kooperationspartner gerne Raum zur Entfaltung gegeben wird.

Das vorliegende Heft über die 50jährige Geschichte der Mainzer Hochschulgemeinde St. Albertus wurde in allen Phasen vom zuständigen Redaktionskreis der Gemeinde weitgehend selbständig geplant, redigiert und gestaltet. Seitens der Öffentlichkeitsarbeit sind wir dankbar für diesen vielfältigen und z.T. recht detaillierten Einblick in die Entwicklungsgeschichte dieser Gemeinde im Schnittpunkt vielfältiger pastoraler Ausrichtungen: Lehrende und Lernende an der Universität, Personalgemeinde vorwiegend „Ehemaliger“ und territorial orientierte Pfarrei.

Es ist selbstverständlich, daß auch tiefergehende Umbrüche, Spannungen und Konflikte – selbst wenn sie die Beziehung zu Verantwortlichen für das Bistum betreffen – nicht verschwiegen zu werden brauchen. Schon aus Gründen der Sicherung historischer Daten gehören sie dazu. Freilich ist jede Darstellung, die aus dem Blickwinkel nur einer der betroffenen Parteien erfolgt ist, im Sinne des „audiatur et altera pars“ durch die Sichtweise anderer Beteiligter zu ergänzen, um zu einem gültigen Bild der Vergangenheit zu kommen. Die vorliegende Schrift schien jedoch von ihrer ganzen Zielsetzung und ihrem redaktionellen Konzept her nicht der geeignete Ort dafür zu sein. Im Bewußt-

sein dieser Ergänzungsbedürftigkeit haben wir uns seitens der Öffentlichkeitsarbeit darum entschieden, die vorliegende Jubiläumsschrift als wertvollen, informativen, wenn auch in einigen Punkten vorläufigen Baustein zum umfassenden Bild gegenwärtigen kirchlichen Engagements weitgehend unverändert in die Reihe der „Mainzer Perspektiven“ aufzunehmen.



Mainzer Perspektiven

hrsg. von Dr. Barbara Nichtweiß

Bisher sind erschienen:

Mainzer Perspektiven. Berichte und Texte aus dem Bistum (ISSN 0947 - 6903)

1. *Leben verkünden – feiern – teilen.* 25 Jahre Pfarrgemeinderäte im Bistum Mainz, 100 S. mit zahlreichen Abb., Mai 1994, DM 4,00.
2. *Gerhard Schmied, Kirchnaustritt als abgebrochener Tausch.* Mit einem Nachwort von Bischof Lehmann und Statistiken zur Entwicklung der Kirchnaustrittszahlen im Bistum Mainz, Juni 1994, 59 S., DM 3,50.
3. *Unaufdringlich bleiben, ohne unverbindlich zu werden.* 25 Jahre Jugendwerk Brebbia e.V. Ein Beitrag zur Schulseelsorge an berufsbildenden Schulen, 128 S. mit zahlreichen Abb., Oktober 1994, DM 4,50.
4. *Wendepunkte.* 30 Jahre Bildungswerk der Diözese Mainz. Mit einem Vortrag von Prof. Dr. Ottmar Fuchs, 152 S. mit zahlreichen Abb., Dezember 1994, DM 4,50.
5. *Lebensspuren.* 125 Jahre Konvikt und Exerzitenhaus Dieburg. Mit Vorträgen zur Spiritualität von heute beim Symposium am 3. Dezember 1994, 120 Seiten mit zahlreichen Abb., Dezember 1995, DM 4,50.
6. *Wege* – 50 Jahre KHG Mainz, 152 Seiten mit zahlreichen Abb., Mai 1996, DM 4,50.

Mainzer Perspektiven. Das Wort des Bischofs (ISSN 0947 - 6911)

1. *Karl Lehmann, Die Zukunft der Seelsorge in den Gemeinden.* Zur Planung einer kooperativen Pastoral im Bistum Mainz, April 1995, 136 S., DM 6,00.

Mainzer Perspektiven. Orientierungen (ISSN 0947 - 692X)

1. *Sterben in Würde.* Die Hospizbewegung zum Streit um die Euthanasiebewegung, 100 S. mit 7 Abb., Mai 1995, DM 6,00.
2. *Musik – Genie – Ethik.* Albert Schweitzer, Charles-Marie Widor, Louis Vierne, hrsg. von Dr. Peter Reifenberg und Wolfram Adolph, Mai 1996, ca. 200 Seiten, DM 14,00.

Die Bändchen (broschur) sind zuzüglich Portokosten bei der Öffentlichkeitsarbeit im Bistum Mainz, Postfach 1560, 55005 Mainz erhältlich (Zahlung per Rechnung, Briefmarken oder in bar).



Mainzer Perspektiven
Berichte und Texte aus dem Bistum 6
Öffentlichkeitsarbeit Bistum Mainz
Mai 1996
ISSN 0947-6903